

Freizeitangebote im Ruhrgebiet und ihre Nutzung durch Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg

Einleitung

Freie Zeit nach Belieben füllen – dieser Wunsch kann erst in Erfüllung gehen, nachdem existenzielle Bedürfnisse wie Schlaf und Nahrung gesichert sind. Aber auch danach ergeben sich noch wesentliche Bedürfnisstrukturen wie die Pflege von zwischen-

menschlichen Kontakten und der regenerative Ausgleich zur Arbeitszeit. Die Arbeiter im Ruhrgebiet verfügten um die Wende zum 20. Jahrhundert erstmals über frei verfügbare Zeit und das notwendige Einkommen, um diesen sekundären Bedürfnissen in einem geringen Maße gerecht zu werden. Zeitgleich entwickelte sich in den europäischen Metropolen eine neue Form der kommerziellen Freizeitkultur, welche auch die Städte im Ruhrgebiet erreichte und der wachsenden Nachfrage der dortigen Bevölkerung ein vielfältiges Angebot entgegenstellte. Die modernen Freizeitformen knüpften dabei an bestehende, traditionelle Praktiken der Freizeitgestaltung an und füllten die alten Formate mit neuem Inhalt. Sie wurden zu einem Teil des modernen, urbanen Stadtbildes und fassten Fuß in den wachsenden Gemeinden.

Auch wenn die Arbeiterschaft die größte Bevölkerungsgruppe im rheinisch-westfälischen Industriegebiet stellte, war die Bevölkerungszusammensetzung der Städte und Gemeinden durchaus nicht homogen, eine Mittelschicht war durchaus präsent. Im „Revier der großen Dörfer“,¹ in dem dörfliche und kleinstädtische Strukturen durch die neuen Industrieansiedlungen überwuchert wurden, fanden sich neben alteingesessenen Handwerkern, Händlern und Bauern die Angestellten und „Beamten“ der Zechen- und Industrieanlagen sowie weitere in den Kommunen beschäftigte Verwaltungsangestellte und Beamte. Gleichwohl lebten die bürgerlichen Bevölkerungsgruppen und die Arbeiterschaft nur bedingt segregiert voneinander. In den urbanen Zentren begegneten sich Arbeiter und Angestellte ebenso wie in den Arbeiterkolonien und an den Arbeitsplätzen, auf Volksfesten traf der alte Mittelstand auf die neue Industriearbeiterschaft. Aus diesen Kreisen der Mittelschicht setzten sich auch die Gruppierungen der bürgerlichen Sozialreformer zusammen.² Sie erlebten die defizitäre Urbanisierung ihrer Städte und Gemeinden und waren eng in die Lebensrealitäten der Arbeiter eingebunden, ohne allerdings die existenziellen Sorgen und Bedürfnisse vollständig zu verstehen und nachzuvollziehen. Sie versuchten eher, die von ihnen gelebten Werte auf die proletarischen Familien zu übertragen und eine gehaltvolle Form der Freizeitgestaltung zu propagieren. Hierbei handelte es sich indes weniger um ein Angebot, sondern eher um eine gezielte Bevormundung, die mithilfe der örtlichen Behörden und der Unternehmer durchgesetzt werden sollte. Den Arbeitern wurde nicht zugetraut, über ihre freie Zeit und über ihr disponibles Einkommen eigenständig

Leisure opportunities in the Ruhr region and their take-up by workers prior to the First World War

Opportunities for commercial leisure activities in the Ruhr region often developed in connection with venues for traditional leisure events such as taverns and fairs. The most interesting aspect is the large number of links between the various leisure activities available. Time and again, they followed the same overarching theme and served similar need structures.

The authorities' rigid approach to bans and decrees had no lasting impact on the development of the leisure industry or on workers' habits. Neither did the proposals for reform put forward by the labour movement or groups of the bourgeoisie have as much influence on workers' leisure habits as the innovations and changes that commercial considerations brought to the leisure industry. Overall, the leisure opportunities that prevailed in the Ruhr region were those that found a wide audience and that met the needs of workers and their families for a bit of escapism. Ultimately, it is clear that urban leisure culture mainly succeeded in catching on thanks to the constant evolution of commercial leisure offerings and a trend towards internationalisation in towns and cities. Entrepreneurs in the leisure industry knew how to satisfy their customers' needs while also attracting other classes to their offerings by continuously expanding their range and making it more professional and nuanced. Urban leisure culture in the Ruhr thus saw a trend towards a general popular and mass culture even before the First World War.

zu verfügen. So wurde die Freizeitgestaltung der Arbeiter zu einem konstanten Spannungsfeld zwischen verschiedenen kulturellen, staatlichen und ökonomischen Interessengruppen.

Die Auseinandersetzungen um „gute“ und „schlechte“ Freizeitgestaltung, um Bildungs- und Kulturideale in bürgerlichen Reformzirkeln wie auch in der organisierte Arbeiterbewegung sind bereits in den 1980er und 1990er Jahren in der Forschung breit diskutiert worden.³ Insbesondere Elisabeth Kosok und Lynn Abrams haben sich eingehend mit der Entwicklung der Arbeiterfreizeit und deren Regulierung durch Staat und Behörden beschäftigt.⁴ Es folgten zahlreiche lokalgeschichtliche Studien, die sich unterschiedlichen Aspekten und Formen kommerzieller Freizeitkultur widmeten.⁵ Die folgende Untersuchung versucht, diese freizeitgeschichtliche Historiographie zusammenzuführen und geht dabei vor allem der Frage nach, inwiefern sich ältere Unterhaltungs-, Fest- und Freizeitformen vor dem Ersten Weltkrieg den industriell-urbanen Gegebenheiten des Ruhrgebiets anpassten und sich so, parallel zur Kultur der kirchlichen und Arbeiterbewegungsmilieus, eine neue städtische, vor allem kommerziell geprägte Freizeitkultur etablierte.⁶

Abb. 1: Gastwirtschaft Märker in der Ferdinandstraße in Bochum, 1913. (Postkarte, Sammlung Dirk Ernesti, Bochum)



Zeit und Geld für Unterhaltung vor 1914 – ein Überblick

Welchen Stellenwert die arbeitsfreie Zeit im späten 19. Jahrhundert und auch bis zum Ersten Weltkrieg für die Arbeiter im Ruhrgebiet hatte, zeigt sich etwa in der Relevanz, welche die Kürzung der Arbeitszeit als Thema in den großen Bergarbeiterstreiks von 1889, 1905 und 1912 einnahm. In konjunkturstarke Zeiten hatten die Arbeiter eine gute Verhandlungsposition, dies hinderte die Arbeitgeber im Bergbau jedoch nicht, Zwang hinsichtlich der Dauer und Anzahl der verfahrenen Schichten auszuüben. Hier lässt sich erkennen, dass der Zugewinn an Freizeit den Arbeitern wichtiger zu sein schien, als der finanzielle Zuverdienst.⁷

Franz-Josef Brüggemeier stellte fest, dass sich in der Zeit zwischen 1886 und 1913 die Löhne der Bergarbeiter im Ruhrgebiet mehr als verdoppelten, dies trifft insbesondere auf die untertägigen Arbeitsbereiche zu.⁸ Es lässt sich nicht herausfinden, wie viel von diesem Einkommen in Freizeitaktivitäten investiert wurde. Über die größten disponiblen Einkünfte verfügten die ledigen Arbeiter. Zudem hatten sie, vor allem als Kost- und Schlafgänger ohne eigenen Haushalt, mehr Zeit zur Verfügung als Familienväter und ledige Frauen, welche zumeist bis zur eigenen Heirat in ihre Familie eingebunden waren.⁹ Selbst wenn ledige Frauen vor ihrer Ehe ein eigenes Einkommen erzielten, so war dieses nicht zwangsläufig zur freien Verfügung der Frauen bestimmt, sondern ergänzte eher die familiären Einkünfte im elterlichen Haushalt.¹⁰ Das Kost- und Schlafgängerwesen beeinflusste die Lebensweise der Familien vor dem Ersten Weltkrieg maßgeblich, Brüggemeier spricht von „halboffenen Familienstrukturen“ und sieht hier eine von den Familien verfasste Antwort auf die mangelnde kommunale und staatliche Sozialpolitik und die defizitäre Urbanisierung mit häufig fehlender Infrastruktur.¹¹ Durch die Enge innerhalb der Wohnungen und dem daraus resultierenden Mangel an Privatsphäre nahmen die Untermieter automatisch an allen Facetten des Familienlebens teil.¹² Besonders die Wirtshäuser boten einen Rückzugsort und ermöglichten ein Entfliehen aus den beengten häuslichen Verhältnissen.

Das Aufteilen des Tages in Arbeit und Freizeit war für den Mann eher durchzusetzen, sofern er entweder ungebunden war oder als Familienoberhaupt durch seine Lohnarbeit genügend Einkommen erarbeitete, um davon den Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu bestreiten. Für Frauen, welche in der Regel eine Festlegung auf den häuslichen Arbeitsplatz hatten, war die Trennung von Arbeitszeit und Freizeit nicht ohne weiteres möglich.¹³ Erst nach der Jahrhundertwende, mit der breiten Einführung von günstigen kommerziellen Freizeitangeboten außerhalb der Wirtshauskultur, entwickelten die Frauen im Ruhrgebiet Freizeitvorlieben, welche über das Spazierengehen, das Treffen mit Freundinnen, Besuche im kostenfreien Volkspark oder Kirchgänge hinaus gingen. Die meisten Freizeitangebote richteten sich deshalb zunächst an ein männliches Publikum, dies galt für Besuche im Wirtshaus und für die Betätigung in Vereinen und politischen Vereinigungen. Mit dem Aufkommen einer urbanen Freizeitkultur entwickelten sich zwar auch für Frauen aus Arbeiterkreisen mehr Zugänge zu verschiedenartigen Vergnügungsformen, ihre Teilhabe an Freizeitaktivitäten wird allerdings durchgehend geringer gewesen sein, als die der männlichen Arbeiter.¹⁴ Besonders die jüngere Generation wurde mit einer urbanisierten Freizeitkultur sozialisiert.¹⁵

Während einige Freizeitangebote von Arbeiterfamilien mit wenig Einkommen aufgrund der geringen Kosten eher spontan

wahrgenommen werden konnten, wurden andere Aktivitäten genauer budgetiert. Ein Beispiel hierfür war der Kirmesbesuch der ganzen Familie, für den teilweise über Wochen gespart wurde.¹⁶ Anders als diese größeren, zum Teil mehrtägigen Veranstaltungen waren Besuche von Tänzen, Konzerten oder Kinovorstellungen auch spontan finanzierbar.¹⁷ Sozialreformer aus dem Bürgertum und aus der Arbeiterbewegung kritisierten häufig die Ausgaben der Arbeiter und ihrer Familien für Freizeitaktivitäten, sie propagierten Sparsamkeit und sahen in den Besuchen von Wirtschaften und anderen Veranstaltungen ein unnötiges Ausgeben des ohnehin knappen Lohns.¹⁸

Die Nutzung der Freizeitangebote spiegelte die Bedürfnisse der Arbeiter und ihrer Familien wider. Im Mittelpunkt standen die soziale Vernetzung, das kurzweilige, augenblicksorientierte Spektakel und die positive körperliche Verausgabung als Ausgleich zur körperlichen Arbeit. Sie sorgten für Zerstreuung und eine Möglichkeit der kurzfristigen Realitätsflucht in einem Leben, welches von Entbehrungen, einer harten Arbeitsdisziplin, sozialer Unsicherheit und mangelnder Lebensperspektive geprägt war. Die hohe Mobilität der jungen, ledigen Arbeiter erschwerte zudem die längerfristige Bindung an ein soziales Umfeld und unterstützte die augenblicksorientierte Mentalität eher, als den Wunsch nach einer langfristigen Verbesserung der Lebensumstände.¹⁹ Die Wirtschaften, Volksfeste und Tänze dienten den Arbeitern sowohl zur Pflege sozialer Kontakte, als auch als Ventil zur Entlastung vom Arbeitsalltag. Der Tingel-Tangel, das Varieté und später das Kino boten eine Flucht vor der Realität, einen Einblick in eine andere Welt und die damit einhergehende kurzfristige Zerstreuung von den Sorgen des Alltags.²⁰ Die Unternehmer der aufkommenden Freizeitindustrie erkannten diese Bedürfnisse ihrer Kunden besser als bürgerliche Sozialreformer und die Arbeiterbewegung. Sie blieben mit ihren Vorschlägen zur Veränderung der Freizeitgewohnheiten der Arbeiter ebenso erfolglos wie die Behörden mit ihren Bemühungen um die Einschränkung der Freizeitkultur. Letztendlich setzten sich die Gewohnheiten der Arbeiterschaft in der einen oder anderen Weise als urbane Freizeitkultur durch, welche dynamisch auf die neuen Begebenheiten innerhalb der sich ausdehnenden Städte und auch auf Einschränkungen von außen reagierte.²¹ Die durch sozialreformerische Gruppen gepredigten Werte der Enthaltensamkeit, Sparsamkeit, Selbstdisziplin und Bildung blieben den meisten ungelerten Arbeitern fern. Die gelernten Arbeiter, welche sich ohnehin eher an der Mittelschicht orientierten, nahmen die Angebote der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Sozialreformer eher wahr, sie standen den bürgerlich vermittelten Werten und Vorstellungen allerdings ohnehin näher als denen der ungelerten Arbeiter und unteren Schichten.²² Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie die kommerziellen Freizeitangebote nicht nutzten. Die Ordnungsbehörden versuchten häufig auf dem Weg der Regulierung und durch das Erlassen von Verordnungen und Verboten auf die Freizeitgewohnheiten der Arbeiter und ihrer Familien Einfluss zu nehmen. Der Verwaltungsapparat entwickelte sich für die neuen ordnungspolitischen und verwaltungstechnischen Anforderungen der rasch wachsenden Industrieregion zu langsam. Durch das schlechte Verhältnis von Polizeibeamten zur Bevölkerung und die konstante Sorge vor einem unkontrollierten Protest oder anderweitigen Ausschreitungen der Arbeiter hatten die Ordnungsbehörden das Bestreben, Massenaufläufe, Exzesse und jegliche Form des unkontrollierten Zusammenkommens großer Menschengruppen von vornherein durch Verbote zu verhindern. Die Verordnungen der Verwaltung erinnerten in ihrer



Abb. 2: Die Waldschenke im Rechner Park in Bochum war stadtnah und lag doch im Grünen, 1913. (Postkarte, Sammlung Dirk Ernesti, Bochum)

Genauigkeit und Struktur an die Regelungen in den Industriebetrieben, welche alles untersagten, was den reibungslosen Ablauf in der Fabrik oder auf der Zeche stören konnte. Die Polizei unterstand direkt dem Bürgermeister und der Verwaltung, bis in die 1920er Jahre waren die verwaltungstechnischen Aufgaben von denen des Vollzugs nicht getrennt.²³

Besonders der Alkoholkonsum der Arbeiter wurde von Behörden, bürgerlichen Sozialreformern und der Arbeiterbewegung immer wieder thematisiert. Zahlreiche sozialreformerische Schriften beschäftigten sich mit der „Alkoholfrage“ und predigten Enthaltensamkeit.²⁴ Auch in den Reglementierungen zur Freizeitgestaltung der Arbeiter waren sogenannte „geistige Getränke“ ein wiederkehrendes Thema. Der Besuch der Wirtschaften ruinierte die Familie, aufgrund des Alkoholkonsums gebe es Ausschreitungen auf Volksfesten und unsittliches Verhalten bei Tanz- und anderen Freizeitveranstaltungen.²⁵ Zimmermann beschreibt am Beispiel der Bergarbeiterkolonie der Zeche Recklinghausen 2 die Diskussionen der Harpener Bergbau AG und der Grubenverwaltung mit den Ordnungsbehörden und Amtsträgern der Kommune, die mit mäßigem Erfolg gemeinsam versuchten, den Alkoholkonsum der Arbeiter einzudämmen. 1902 schlug der Regierungspräsident von Münster die Gründung von Mäßigungsvereinen „zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke“ vor. Ein solcher Vereins wurde im selben Jahr in Recklinghausen gegründet, die Mitglieder beschäftigten sich unter anderem mit Präventionsmaßnahmen wie Aufklärung in Schulen und Familien, außerdem veröffentlichten sie verschiedenartige Schriften zum Thema Alkohol. Bezeichnend ist die Zusammensetzung der Vereinsmitglieder, er bestand 1903 je zur Hälfte aus zechengebundenen und nicht-zechengebundenen Mitgliedern, die fast vollständig der Mittelschicht angehörten. Unter den 123 Mitgliedern befanden sich lediglich drei Bergleute. Die restlichen zechengebundenen Mitglieder rekrutierten sich aus der oberen Zechenverwaltung und dem Aufsichtspersonal des Bergwerks.²⁶ Der Konsum von alkoholischen Getränken stand lange im Mittelpunkt der kulturellen und sozialen Aktivitäten, er machte den größten Teil der nicht notwendigen Ausgaben im Haushaltsbudget der Familien aus und war allgegenwärtig. Alkoholische Getränke galten als bezahlbare Durstlöcher, sie wurde bis zur Jahrhundertwende auch während der Arbeitszeit konsumiert. Schon in den 1870er Jahren löste das Bier den Schnaps als favorisiertes alkoholisches Getränk ab. Um die Jahrhundertwende ging der Alkoholkonsum quantitativ zurück, alkoholische Geträn-

ke blieben dennoch gesellschaftlichen weit verbreitet und waren ein beliebtes Genussmittel.²⁷ Die erste Anlaufstelle für das soziale Miteinander und den Konsum von Alkohol sowie verschiedene Arten von Vergnügungsangeboten war die nächstgelegene Wirtschaft.

Das Wirtshaus als multifunktionaler sozialer Knotenpunkt

Das Wirtshaus war ein Knotenpunkt der Entwicklung einer urbanen Freizeitkultur, die in erster Linie die männliche Arbeiterschaft ansprach. Die modernen, kommerziellen Freizeitangebote standen in einem engen Zusammenhang mit den Wirtschaften und emanzipierten sich von hier aus zu eigenständigen Attraktionen. So fanden sowohl moderne Tänze, als auch der Tingle-Tangle (eine Form wechselnden Nummernprogramms) und das frühe Kino innerhalb der Wirtschaften einen Spielort.

Das Wirtshaus war für die Arbeiter im Ruhrgebiet von großer Relevanz, es erfüllte umfassende soziale und integrierende Funktionen für die Industriearbeiterschaft im Ruhrgebiet. So war es ein Ort der Geselligkeit und des Austausches, aber auch Lohnhalle, Wettbüro und Arbeitsamt.²⁸ Ebenso fungierten die Wirtschaften als Rückzugsort vor den beengten Verhältnissen der Wohnquartiere.²⁹ Vor allem für die jungen, zugewanderten Arbeiter waren die Gaststätten ein Ort der Integration und des sozialen Austauschs. Sie hatten in der Regel wenig familiären Anschluss und durch ihre hohe Mobilität auch wenig dauerhafte nachbarschaftliche oder anderweitige soziale Bindungen. Die Wirtshäuser und Wirte lieferten Ersatz für die mangelnden sozialen Strukturen.³⁰ Mit der Gründung von Gemeindegasthäusern versuchten bürgerliche Sozialreformer den Arbeitern ein Alternativangebot zu den regulären, kommerziellen Wirtschaften anzubieten. Die 1908 in Recklinghausen gegründete Gaststätte verfügte über Bildungsangebote und stellte ihre Räumlichkeiten für Treffen und Feierlichkeiten verschiedener, ausgewählter Gruppen zur Verfügung. Die Gemeindegasthäuser verfolgten dabei zudem den Zweck, den Alkoholkonsum der Arbeiter einzudämmen, in dieser Funktion waren sie jedoch nicht erfolgreich.³¹ Eine ähnliche Strategie bürgerlicher Sozialreformer wird bei der Einführung von Gemeindegasthäusern sichtbar.

Das Betreiben einer Wirtschaft war im Ruhrgebiet des ausgehenden 19. Jahrhunderts keine Selbstverständlichkeit. Die Gaststätten unterlagen der Pflicht, eine durch die Behörden ausgestellte Konzession zu besitzen. Nach einer Änderung in der Gewerbeordnung 1879 mussten die Wirte das Bedürfnis einer Kommune für eine Wirtschaft nachweisen, um eine uneingeschränkte Konzession zu erhalten.³² Die Entscheidung, ob eine Kommune diesem Bedürfnis stattgab, lag beim Stadt- oder Kreisausschuss und orientierte sich an den Maßgaben der Behörden. So bot sich der Kommune die Möglichkeit, durch die zurückhaltende Vergabe von Konzessionen die Zahl der Wirtschaften innerhalb der wachsenden Ortschaften zu begrenzen.³³ Zwar stieg die Anzahl der Wirtschaften im Ruhrgebiet zwischen 1890 und 1914 an, das Verhältnis der Gaststätten zur rasant ansteigenden Einwohnerzahl im Industriebezirk wurde jedoch schlechter. Das Ruhrgebiet verfügte über die geringste Dichte von Wirtschaften im ganzen Reich.³⁴

Die Gaststätten wurden je nach Typus von unterschiedlichem Publikum aufgesucht, so gab es neben den Kneipen in Arbeitervierteln auch Lokale, die als Ausflugsziele dienten, und besonders in den innerstädtischen Bereichen viele Hotels, die ebenfalls eine Gastwirtschaft betrieben. Einige der Wirtshäuser wurden

zu festen Treffpunkten für Vereine oder politische Vereinigungen.³⁵ Eine Sonderform des Wirtshauses, welche unter besonderer Kritik stand, stellten die Animierkneipen dar. Die weibliche Bedienung konnte hier unter Umständen vom Gast auch für sexuelle Kontakte bezahlt werden, allerdings waren die Animierkneipen nicht zwangsläufig Orte der Prostitution, ebenso waren sie keine spezifische Erscheinung des Ruhrgebiets. Sowohl auf behördlicher Seite, als auch von bürgerlichen Beobachtern wurden diese Kneipen aufgrund der Mischung von Alkoholkonsum und Unsittlichkeit als Problem wahrgenommen. Sie wurden sowohl auf dem Wege der Regulierung durch Verordnungen als auch sozialreformerisch bekämpft.³⁶ Anhand von speziellen Richtlinien zur Anstellung von Kellnerinnen lässt sich erkennen, wie groß die Sorge vor der Anbahnung von Prostitution in Wirtschaften war.³⁷ Generell war die halböffentliche Welt des Wirtshauses ein Ziel der behördlichen Kontrolle und Einschränkung, so gab es enge Sperrstunden, die es vor allem den Schichtarbeitern erschwerten, die Wirtschaften aufzusuchen, zusätzlich gab es Regelungen zum Alkoholausschank. Durch die Verordnungen wurde nicht nur versucht, den Alkoholkonsum und eventuelle Prostitution einzudämmen, sondern ebenso die politische Betätigung durch Zusammenkunft und Austausch in Wirtschaften zu erschweren.³⁸ Durch die defizitäre behördliche Organisation war es der Ordnungspolizei jedoch nicht möglich, die Wirtschaften in einem ausreichenden Maße zu kontrollieren und somit politische Agitation in Wirtshäusern zu verhindern.³⁹ Weiterhin hing die Durchsetzung der Sperrstunde von den kontrollierenden Polizisten ab und wurde längst nicht immer eingehalten.⁴⁰

Da die Wirtschaften für die Arbeiter von immenser sozialer Bedeutung waren, reagierten sie auf die geringe Dichte an Wirtschaften und die Unzugänglichkeit durch frühe Sperrstunden mit der Schaffung von genossenschaftlich organisierten Wirtshäusern. Diese sogenannten Schnapskasinos nutzten das Genossenschaftsrecht aus und waren für die Behörden kaum kontrollierbar. Hier lässt sich beobachten, wie die Arbeiter durch eine eigene Organisation und die Ausnutzung der vorhandenen rechtlichen Strukturen Selbstbehauptung und auch Selbsthilfe betrieben, um den eng gesetzten Rahmen nach ihren Bedürfnissen zu erweitern.⁴¹ Die Behörden reagierten auf die Schnapskasinos durch Versuche der Einschränkung, sie hatten in ihrem Kampf gegen diese Art der genossenschaftlichen Organisation die Unterstützung von Wirten, Arbeitgebern und Vertretern des ansässigen Bürgertums. Der finale Schlag gegen die Schnapskasinos gelang den Behörden erst 1896 mit der Einführung der Konzessionspflicht für Genossenschaften durch eine Änderung in der Gewerbeordnung durch den Reichstag.⁴² Der Boom der genossenschaftlichen Kneipen, welcher nach dem Bergarbeiterstreik von 1889 begonnen hatte, wurde hiermit beendet.⁴³ Nichtsdestotrotz steht das Kapitel der Schnapskasinos für eine Episode der unabhängigen Organisation der Arbeiter im Kampf um ihre Freizeitbedürfnisse. Dieses Muster von Verboten und Eindämmungen der Freizeitgestaltung durch die Behörden und der Reaktion der Arbeiter lässt sich auch hinsichtlich anderer Freizeitaktivitäten feststellen.

Die Wirte entwickelten zunehmend ein diverses Veranstaltungsangebot. Sie richteten Tanzabende und Konzerte aus und wurden zum Veranstalter für verschiedene andere künstlerische Darbietungen. Durch die geringen Preise der Veranstaltungen hatten die Arbeiter die Möglichkeit, auch spontan und ohne vorheriges Sparen an den Freizeitaktivitäten im Wirtshaus teilzuhaben. Ebenso öffneten die Veranstaltungen die männlich



Abb. 3: Ansicht der Bochumer Innenstadt mit Stehbierhalle, um 1920. (Postkarte, Sammlung Frank Dengler, Bochum)

dominierte Welt des Wirtshauses auch für ein weibliches Publikum. Der Tanz und die Musik waren nicht nur eine willkommene Ablenkung vom Arbeitsalltag, sondern boten den jungen Arbeitern auch die Möglichkeit, Kontakte zum anderen Geschlecht herzustellen und Beziehungen zu vertiefen. Der Tanz war eine Freizeitaktivität, die nicht von besonderen Feiertagen abhing, sondern vor allem an den Wochenenden zu den gängigen Freizeitbeschäftigungen gehörte. Er diente als Ventil zum sonst disziplinierten Arbeitsverhalten und als positives Gegenstück zum anstrengenden Alltag. Die Tanzveranstaltungen galten somit auch als eine Art Heiratsmarkt. Die Behörden sahen in den Tänzen und im Zusammenkommen der Geschlechter häufig eine „thierische Unsittlichkeit“.⁴⁴ Tanzveranstaltungen als solche zählten aus behördlicher Sicht zwar eher zu den unproblematischen Vergnügungsformen, es wurde allerdings dennoch versucht, die Anzahl der Tanzvergnügen möglichst gering zu halten. Für die Veranstaltung eines Tanzes in einer öffentlichen Wirtschaft musste eine Erlaubnis durch den Wirt eingeholt werden.⁴⁵ Nach der Regierungspolizeiverordnung vom 23. Mai 1860 wurden in Städten mit über 10.000 Einwohnern sieben Tanzveranstaltungen im Jahr genehmigt, in größeren Städten war die Anzahl entsprechend etwas höher. Viele dieser durch die Verordnung erlaubten Veranstaltungen wurden auf Feiertage wie Ostern oder Karneval gelegt, von den sieben Tanztage durfte der Wirt einen selbstständig terminieren.⁴⁶ Zudem gab es an einigen Tagen, beispielsweise während des Schützenfestes, eine Sondererlaubnis. Auf zusätzliche Gewähungen von Tanzveranstaltungen hatte der Wirt keinen Anspruch, die Behörden hatten jedoch die Möglichkeit auch weitere Erlaubnisscheine zu erteilen. Die Gemeinden versuchten durchaus die Vorgaben so umzusetzen, dass es zu möglichst wenig öffentlichen Tanzveranstaltungen kam, man ging Anfang der 1890er Jahre von einer Zunahme der „Vergnügungssucht“ aus und versuchte diese, auch im Interesse des Regierungsbezirks, einzudämmen. Kosok zeigt in ihrer Untersuchung, dass in der Gemeinde Meiderich im Jahr 1891 die Anzahl der erlaubten Veranstaltungen rückläufig war.⁴⁷ Ähnlich wie bei den Schnapskasinos schöpften die Arbeiter innerhalb des rechtlichen Rahmens ihre Möglichkeiten aus. Durch die Gründung von Geselligkeitsvereinen konnten sie weiterhin Tänze abhalten und an ihnen teilnehmen. Dies hatte den zusätzlichen Vorteil, dass diese nicht öffentlichen Veranstaltungen sich der behördlichen Kontrolle weitgehend entzogen.⁴⁸ Kosok stellt als Reaktion der Behörden auf den An-

stieg der durch Vereine organisierten Tanzveranstaltungen einen Anstieg der Vergabe von Erlaubnisscheinen in Meiderich fest. So kam es zwar insgesamt zu mehr öffentlichen Tanzvergnügen, allerdings ließen sich diese durch die Behörden genauer kontrollieren und besteuern.⁴⁹ Die Anzahl der stattfindenden Tanzveranstaltungen wurde auch von höheren Ebenen interessiert verfolgt, so stellte der Regierungspräsident 1892 eine Anfrage an die Kommunen und Landräte im Regierungsbezirk Düsseldorf hinsichtlich des Vorkommens von Tanzveranstaltungen. Der Bürgermeister Meiderichs antwortete darauf mit dem Wunsch nach einer Gesetzesänderung für die Einführung von Konzessionen für geschlossene Veranstaltungen. Die kommunale Verwaltung versuchte, die Tanzvergnügen ebenso durch eine Erhöhung der Lustbarkeitssteuer einzudämmen, ursprünglich handelte es sich dabei um eine Armenabgabe, die pro Veranstaltung geleistet werden musste. Eine Reduzierung des Tanzes fand hierdurch jedoch nicht statt. Seit Mitte der 1890er Jahre wurden die Steuern für Vergnügungsveranstaltungen erhöht und durch das Kommunalabgabengesetz von 1894 dem städtischen Haushalt zugeführt. Sie hatten jedoch dort kaum Gewicht, bei den Lustbarkeitssteuern handelte es sich demnach eher um eine Repressionssteuer, dasselbe trifft auf die später in einigen Städten zusätzlich eingeführte Billetsteuer zu.⁵⁰

Weder behördliche Regulierungen, noch sozialreformerische Ansätze konnten die Arbeiter vom Besuch der Wirtschaften abhalten, sie waren der Raum für vielfache soziale Interaktion. Mit ihrer Funktion als Spielort für Musik, Kleinkunst und später auch Kinovorstellungen standen die Wirtschaften in enger Verbindung mit der Entwicklung der Freizeitkultur in den urbanen Zentren des Ruhrgebiets. Auch außerhalb der Innenstädte dienten sie in den Vierteln als zentrale Anlaufstelle, sowie als Ausflugsziele in Naherholungsgebieten. Es existierten ebenso zahlreiche Gaststätten, die auch ein eher bürgerliches Publikum anzogen. Besonders im Umfeld der Kirmessen hatten die Wirtschaften im Umfeld des Festgeschehens einen regen Zulauf. Die Wirte verdienten während der Kirmestage einen großen Teil ihres jährlichen Einkommens. Häufig boten sie während dieser Zeit zusätzliche Veranstaltungen wie Tänze und Konzerte in ihren Lokalitäten an.⁵¹

Kram und Kirmes – die Entwicklung eines unterhaltungsorientierten Volksfestes

Die Kirmes entspringt wie auch der Jahrmarkt einer ländlichen Tradition, die sich im Ruhrgebiet im Laufe des 19. Jahrhunderts und bis zum Ersten Weltkrieg enorm veränderte. Der Jahrmarkt erfüllte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Funktion eines Marktes, auf dem die Anwohner der ländlichen Gemeinden zumeist zweimal jährlich Güter zum täglichen Gebrauch erwerben konnten. Die Kirmes wiederum hatte ihren Ursprung als Kirchweihfest der katholischen Gemeinden. Diese traditionellen Funktionen der Volksfeste standen noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im Mittelpunkt.⁵² Die Feste der Gemeinden waren in der Regel nach alten, ländlichen Kalendern terminiert und lokal angelegt. Es wurde versucht, die Festtage nicht zeitgleich mit denen der Nachbargemeinden stattfinden zu lassen. Kirmessen und Jahrmärkte fanden häufig über mehrere Tage an Wochenenden und darauffolgenden Wochentagen zwischen April und Oktober statt. Die Kirmes war eines der wichtigsten sozialen Feste für die ärmere, ländliche Bevölkerung und zog ab Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Industriearbeiter an.⁵³ Für die Familien boten die Festtage eine Möglichkeit

zur Regeneration und um soziale Kontakte zu verstärken. Die Kirmes bot die Gelegenheit, Verwandtschaft und Freunde zu besuchen oder einzuladen. Für Frauen und Kinder war das Fest eines der wenigen Freizeitangebote, an denen sie teilhaben konnten. Viele Arbeiter nutzten die Tage als Möglichkeit, für ein verlängertes Wochenende der Arbeit zu entfliehen, sie blieben der Arbeit schlicht ohne Entschuldigung fern, auf reguläre Urlaubstage konnten die Arbeiter vor dem Ersten Weltkrieg nicht zurückgreifen. Die Unternehmer beklagte hohe Produktionsausfälle aufgrund des unerlaubten Fernbleibens während der Kirmessen und versuchten, diesem mit verschiedenen Sanktionen zu begegnen. Sie setzten sich zudem mit Unterstützung der Behörden für die Abschaffung oder Eindämmung der Kirmes ein.⁵⁴ Das Fernbleiben der Arbeit war indes eine Methode der Arbeiter, ihren eigenen Freizeitanspruch gegenüber den Unternehmern durchzusetzen. Ihr Verhalten zeigt, dass sie sich in der Lage sahen, ihrem Bedürfnis nach Freizeit und Regeneration eine höhere Priorität einzuräumen, als den Wünschen ihres Arbeitgebers.⁵⁵ Michael Zimmermann stellt allerdings in seiner Untersuchung fest, dass auf der Zeche Recklinghausen 2 wenig willkürliche Feierschichten vorkamen und die Anzahl über die Jahre vergleichsweise konstant blieb.⁵⁶

In den 1880er Jahren veränderte sich die Kirmes in den Industriegebieten, ihre religiösen Ursprünge wurden zurückgedrängt, sie war nunmehr als einfaches Volksfest zu begreifen. Mit der Entfernung der Kirmes von ihren Wurzeln stellte sich die Kirche auf die Seite der Gegner des Festes. Die Veränderung der Kirmes fand aus mehreren Gründen statt. Die Volksfeste mussten sich weiterentwickeln, um vor dem neuen Publikum der industriellen Arbeiterschaft weiterhin zu bestehen. So passte sich die Kirmes mit den Jahren dynamisch ihren Besuchern und den Freizeitbedürfnissen der Moderne an. Sie spiegelte zwischen 1870 und 1920 mit ihren Attraktionen die Veränderung der städtischen Arbeiterkultur.⁵⁷ Die Kirmes war ein Volksfest, welches unabhängig von konjunkturellen Schwankungen von den Arbeitern und ihren Familien besucht wurde. Zwar klagten die Händler in den konjunkturschwachen Jahren über weniger Einnahmen, die Besucherzahlen blieben jedoch konstant hoch.⁵⁸

Schon 1820 beklagte der Regierungspräsident Düsseldorfs in einem Bericht, dass bei den Kirmessen „ganze Wochen mit Gelagen, Musik und Tanzen von den Ortseinwohnern und den von allen Seiten hizuströmenden Nachbarn in Müßiggang und Schwelgerei“ verbracht würden, er verlangte zudem die Verlegung der Kirmessen innerhalb des Bezirkes auf einen gemeinsamen Tag und die Begrenzung der Feierlichkeiten auf höchstens zwei Tage.⁵⁹ Hier zeigt sich, dass die Kritik an der Kirmes schon wesentlich früher aufkam, als es in der einschlägigen Literatur bemerkt wird. Die Diskussion über die Aufhebung der Kirmes begann, bevor sie vermehrt von der Industriearbeiterschaft des Ruhrgebiets besucht wurde. Auch wenn der Autor des Berichts seine Ansichten zur Kirmes in späteren Schreiben abmilderte und widerrief, blieben die Argumente zur Kritik an der Kirmes auch in den folgenden Jahrzehnten erstaunlich konstant. Kosok bemerkt vor allem zur Zeit des Kulturkampfes eine weiterführende Auseinandersetzung um das Bestehen der Kirmessen; zur ersten Kirmesaufhebung kam es in der Gemeinde Beeck bei Duisburg allerdings schon 1860.⁶⁰ In vielen Städten dauerte der Kampf um die Kirmes lange an und wurde über mehrere Jahre in den Gemeinderäten ausgefochten.⁶¹

Kosok beschreibt dies beispielhaft für die ebenfalls bei Duisburg gelegene Gemeinde Meiderich, wo sich eine breite Grup-

pe innerhalb der Bevölkerung für den Erhalt der Kirmes einsetzte. Die Punkte, welche der Bürgermeister Meiderichs 1887 in seiner Denkschrift zur Abschaffung der Kirmes anführte, reichten vom übermäßigen Alkoholkonsum der Besucher, über Gewalt im Rahmen der Kirmes, sittenwidrigen Aufführungen, Prostitution, Lärmbelästigungen und Überforderung der Polizei bis hin zur nicht vorhandenen historischen Bedeutung der Kirmes in der protestantischen Gemeinde. Als Alternative schlug er den Bürgern der Stadt vor, die Museen in Düsseldorf zu besuchen. Dass dieser Aufruf zur Selbstdisziplin, Enthaltensamkeit und anderen bürgerlichen Tugenden bei den Arbeitern auf wenig Interesse stieß, lässt sich anhand der Vorlieben der Arbeiterschaft für kurzweilige, spontane und eskapistische Freizeitangebote erkennen.⁶²

Ein weiteres Beispiel stellt die Auseinandersetzung um die Kirmes in [Bochum-]Weitmar dar, eine Gruppe von Wirten stellte 1867 einen Antrag auf die Genehmigung von vier Tagen Tanz und Konzert, dieser wurde jedoch von der Gemeinde abgelehnt. Um den „Vieh- und Krammarkt“ gab es jedoch in den folgenden Jahren und bis zur Abschaffung zu Beginn des Ersten Weltkriegs ein zähes Ringen, es ging dabei um die Anzahl der Kirmestage, das Stattfinden an bestimmten Wochentagen und überwiegend von kirchlicher und bürgerlicher Seite immer wieder um den Wunsch nach Abschaffung der Kirmes, dem jedoch nicht stattgegeben wurde.⁶³ Während der Gemeinderat auf die lange Tradition des Vieh- und Krammarktes mit kirchlicher Anbindung verwies, begründete der ansässige Pastor seinen Wunsch nach Abschaffung des Festes damit, dass es religiös begründet „durchaus [eine] unwürdige Erinnerungsfeier“ sei, welche „so viele Opfer fordert und reich an bösen Folgen ist“.⁶⁴ Wie hier sichtbar wird, wurde der Kampf um den Erhalt der Kirmes vor allem von lokal ansässigen Händlern gegen die Behörden und Unternehmer ausgefochten, welche zum Teil Unterstützung durch bildungsbürgerliche Verbände und Kirchen erhielten. Die Kirchen engagierten sich allerdings durchaus wechselseitig sowohl für, als auch gegen den Erhalt der Kirmes in ihren Gemeinden. Ebenso waren die städtischen und überregionalen Behörden zwar bestrebt, die Veranstaltungen einzudämmen und für die Ordnungspolizei in einem kontrollierbaren Rahmen stattfinden zu lassen, plädierten aber nicht grundsätzlich für eine komplette Abschaffung der Feste. Besonders in den Gemeinden, in denen nach alter rheinischer Landgemeindeordnung die bäuerlichen Grundbesitzer mit einer bestimmten Anzahl von Personen im Gemeinderat saßen, war es für die industriellen Unternehmer schwierig, ihre Interessen durchzusetzen. Sowohl die alten ländlichen Eliten, als auch der ansässige Mittelstand setzten sich häufig für die Kirmessen ein. Die Arbeiter nahmen im Streit um die Kirmes eher eine passive Rolle ein, sie hatten aufgrund des preußischen Wahlrechts ohnehin keinen Einfluss auf die kommunale Politik und Verwaltung.⁶⁵ Der Kampf um die Kirmes bewegte sich somit überwiegend zwischen den verschiedenen ökonomischen Interessengruppen. Anders als bei anderen Versuchen der Eindämmung der Freizeitaktivitäten der Arbeiter, konnten sich die Behörden und Unternehmer hier allerdings nicht zwangsläufig auf eine Allianz mit dem Bürgertum einstellen, da dieses sich vor allem in Städten, wo die Kirmes eine lange Tradition hatte, für den Erhalt derselben einsetzte. Zwar waren der übermäßige Alkoholkonsum der Arbeiter und auch Ausschreitungen während der Kirmestage ein Dorn im Auge der bürgerlichen Bevölkerung, aber die Volksfeste kamen vor allem dem lokalen Mittelstand zur Gute. Kirmessen mit einem traditi-

onellen Hintergrund und einer breiteren Besucherbasis, welche sich nicht allein aus der Arbeiterschaft und ihren Familien rekrutierte, hatten dadurch bessere Überlebenschancen als jene, die in den Industriegemeinden neu entstanden waren.⁶⁶



Abb. 4: Die Osterkirmes auf dem Viehmarkt in Dortmund, 1903. (© Foto: Stadtarchiv Dortmund)

Ein weiteres typisches Beispiel bietet die Osterkirmes in Dortmund. Das Kirmesgelände lag auf dem Viehmarkt der Stadt in der Nähe des Bordellviertels an der Marshallstraße. Die Auseinandersetzung erfolgte über mehrere Jahre zwischen den Behörden mit Unterstützung des Magistrats, der Unternehmer, der Kirche und des Regierungspräsidenten von Arnberg gegen lokale Händler, Wirte und den Verband der Schausteller. Nach einer mehrjährigen Diskussion wurde die Kirmes schließlich 1900 auf vier Tage verkürzt, den Wünschen und Anträgen nach einer Aufhebung wurde jedoch zunächst nicht entsprochen. 1903 wurde die Kirmes auf den Herbst verlegt und verkleinert, außerdem wurden neue Auflagen, wie das Verbot von Verkaufsständen erlassen. Ab 1911 wurden Verkaufsstände lokaler Händler in einer geringen Anzahl wieder zugelassen, 1912 kamen insgesamt 135 Schausteller, es gab weniger Schaubuden und mehr Fahrgeschäfte. Aus verschiedenen Gründen, einer war die Eröffnung des Freizeitparks am Fredenbaum, wurde die Kirmes schließlich 1913 ersatzlos abgeschafft. Die Diskussionen um die Osterkirmes waren jedoch hiermit nicht beendet, der Verband der Schausteller stellte weiterhin Anfragen zur Wiederaufnahme des Kirmesbetriebes an einem neuen, durch die Stadt freigegeben Platz. Die Anfragen blieben bis zur Fortführung der Osterkirmes im Jahr 1924 erfolglos.⁶⁷ Zahlreiche Lokalstudien berichten ähnliche Auseinandersetzungen rund um die Abschaffung der Kirmessen im gesamten Ruhrgebiet, unabhängig vom Regierungsbezirk. Die Jahrmärkte und Kirmessen veränderten im Zuge des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg ihr Bild, sie passten sich den neuen Bedingungen der großstädtischen Unterhaltungspraxis und den Bedürfnissen ihrer Besucher an. So war es nicht mehr notwendig, bestimmte Waren anzubieten, da die Bevölkerung einen breiteren Zugriff auf die angebotenen Güter besaß. Zudem entwickelte sich das Angebot der Schausteller, mit großen Fahrgeschäften und anderen Attraktionen.⁶⁸ Die Kirmessen und Jahrmärkte verloren so ihren Marktcharakter zugunsten eines großen Spektakels und Volksfestes. Damit einhergehend wurde in den Zeitungen von einem Anstieg der Kriminalität berichtet. Die Großveranstaltungen ausreichend durch die Ordnungspolizei kontrollieren zu lassen wurde immerhin versucht,

ob dies jedoch gelang ist fraglich.⁶⁹ Weiterhin lässt sich über das tatsächliche Erleben der Feste durch ihre Besucher wenig herausfinden. Die Möglichkeit jedoch, für mehrere Tage zu feiern, Bekannte und Verwandte zu besuchen und an den programmatischen Angeboten in den umliegenden Wirtschaften teilzuhaben, hat zahlreiche Besucher, vor allem Arbeiter, angezogen. Während viele Kirmessen im Ruhrgebiet bis zum Ersten Weltkrieg zum Teil verkürzt, vollständig abgeschafft oder mit anderen Gemeinden zusammengelegt wurden, wurden doch zahlreiche der Volksfeste vor allem in den Dörfern und Vororten weiterhin veranstaltet und erfreuten sich zahlreicher Besucher aus den umliegenden Gemeinden.

Die stationäre Kirmes – die Gründung eines Freizeitparks am Beispiel des Fredenbaum

Einen Ersatz für die abgeschafften Kirmessen und eine Weiterentwicklung des Grundgedankens dieser Volksfeste mit Konzentration auf Schaubuden und Fahrgeschäfte verfolgten die stationären Freizeitparks, welche ab 1910 auch im Ruhrgebiet eröffneten. Das Konzept dieser Parks wurde in anderen europäischen und deutschen Großstädten wie Berlin, München, Wien und Paris bereits im 19. Jahrhundert umgesetzt.⁷⁰ Häufig entstanden sie um Wirtschaften, die zuvor schon als Ausflugsziele dienten und zur Steigerung ihrer Attraktivität und aufgrund der Abschaffung von Kirmessen eigene Fahrgeschäfte und ähnliche Vergnügungsangebote auf ihrem Gelände installierten.⁷¹



Abb. 5: Das Eingangstor zum Vergnügungspark Fredenbaum in Dortmund, 1913. (Postkarte, Stadtarchiv Dortmund)

In Dortmund entwickelte sich nach diesem Beispiel der Park am Fredenbaum. Hervorgegangen war er aus einem Ausflugslokal mit anhängendem Waldgelände und Schützenwiesen im Norden der Stadt. Bereits in den 1880er Jahren war das Gelände um die Wirtschaft ein beliebtes Naherholungsgebiet, 1890 wurde neben der Wirtschaft ein riesiger Saalbau eröffnet, der Messen und anderen Veranstaltungen auf einer Fläche von 2.500 Quadratmetern Platz bot. Die Saalgröße wird im Stadtführer des Katholikentags 1896 besonders hervorgehoben. Auf der dort abgebildeten Karte des Veranstaltungsgeländes sind vergleichend die großen Hamburger, Berliner und Kölner Säle angegeben – selbstverständlich allesamt in der Fläche kleiner als der Festsaal des Fredenbaums.⁷² In den frühen 1890er Jahren entwickelten sich um den Saal einige festinstallierte Attraktionen wie Schießstände. Auf dem Gelände fanden zahlreiche Feste und Veranstaltungen statt, 1892 errichte-

te die Stadtverwaltung im Winter eine elektrisch beleuchtete Eisbahn.⁷³ Mit Blick auf die Stadtführer der Stadt Dortmund zwischen 1895 und 1905 lässt sich feststellen, dass der Fredenbaum im Bereich „Vergnügen“ eine wichtige touristische Anlaufstelle darstellte. Konkurrierend nur mit der neu entstandene Saalwirtschaft Kronenburg im südlichen Stadtgebiet und dem Schützenhof, der allerdings kleiner war. Es wird mit „ausgedehnten Restaurationsräumen“ und „elektrischen Scheinwerfern“, sowie einem „großen Platz (zum Schlittschuhlaufen einzurichten)“ geworben. Ebenso sei das Gelände mit der Straßenbahn für 10 Pfennig leicht vom Dortmunder Stadtzentrum aus erreichbar, der Anschluss wurde 1891 eingerichtet.⁷⁴ Bereits 1910 existierten zahlreiche dauerhafte Schaubuden und Fahrgeschäfte. Nach ausführlichen Umbauarbeiten und einer erneuten Investition von über 60.000 Mark eröffnete 1912 schließlich der Bereich hinter der Saalwirtschaft am Fredenbaum als offizieller Vergnügungspark. Die Anlage verfügte über einen künstlichen See, eine Wasserrutschbahn, eine künstliche Felsenlandschaft und zahlreiche Fahrgeschäfte wie eine Achterbahn und Karussells. Der Saalbau wurde als oberbayerische Bierhalle eingerichtet. Die Attraktionen wurden jeweils zur neuen Saison, beginnend um Ostern, verändert.⁷⁵ Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war der Besucherandrang enorm, nach dem Ende des Krieges konnte sich der Park allerdings nicht dauerhaft etablieren.⁷⁶



Abb. 6: Innenansicht des Vergnügungsparks Fredenbaum. o. D. (Postkarte, Stadtarchiv Dortmund)

Das Gebiet des Fredenbaums entwickelte sich allerdings nicht nur rund um die Wirtschaft, zeitgleich wurde die Neugestaltung des anliegenden Forstes Westerholz durch die städtische Verwaltung und mit Willen bürgerlicher Verbände weitergeführt. Bis zum ersten Weltkrieg entstanden dort ein Ruderteich, neue Wanderwege, eine große Sportplatzanlage, die von Schulen genutzt wurde und am Rande des Waldgebiets eine Trabrennbahn.⁷⁷ Auch wenn sich das Gelände in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Arbeitervierteln im Norden der Stadt Dortmund befand, waren das Westerholz und die Saalwirtschaft am Fredenbaum ein Ausflugsziel mit eher bürgerlicher Prägung. Sowohl der Park, welcher nach dem bürgerlichen Vorbild eines Volksparks geplant wurde, als auch die Saalwirtschaft, in der patriotische und kirchliche Feste sowie zahlreiche Messen mit ökonomischem und technischem Schwerpunkt stattfanden, deuten auf ein Publikum hin, das überwiegend nicht aus der Arbeiterschaft stammte. Lange war es der sozialdemokratischen Partei, sowie sämtlichen arbeiternahen Verbänden und Vereinen von Seiten des Wir-

tes nicht erlaubt, den Fredenbaum für ihre Veranstaltungen zu nutzen. Einige Veranstaltungen ohne explizit politischen Inhalt durften ab 1910 im Saal am Fredenbaum abgehalten werden, die SPD konnte den Veranstaltungsort allerdings erst 1914 vollständig nutzen.⁷⁸ André Schnepfer merkt an, dass die sozialdemokratische Partei, sowie die Arbeiterverbände ein gezieltes Interesse an der Nutzung des Fredenbaums für ihre Veranstaltungen hatten, da dieser mit seinen Vergnügungsangeboten ohnehin die Arbeiter lockte.⁷⁹ Klaus Winter merkt jedoch an, dass die Attraktionen und Fahrgeschäfte nach der finalen Eröffnung des Freizeitparks 1912 wohl für die anwohnenden Arbeiterfamilien schlecht finanzierbar waren, da sie individuelle Preise verlangten.⁸⁰ Wie oft und mit wie viel individuellem Finanzaufwand die Dortmunder Arbeiterschaft und ihre Familien den Vergnügungspark, den anhängenden kostenlosen Volkspark und die Gaststätte aufsuchten, lässt sich nur schwerlich feststellen. Durch den Wegfall mehrerer Kirmessen in der Umgebung sowie der breiten Spanne an (auch kostenfreien) Angeboten rund um den Fredenbaum kann jedoch vermutet werden, dass sich das Publikum aus breiten Schichten der Bevölkerung zusammensetzte.



Abb. 7: Vergnügungsattraktionen im Ausflugslokal Zillertal, Bochum, vor 1920. (Postkarte, Sammlung Frank Dengler, Bochum)

Ursprünglich hatten Parks im Ruhrgebiet eine Ausgleichsfunktion zu den städtischen Ballungszentren, Volksparks sollten nach bürgerlichem Ideal durch ihre Landschaft klassenübergreifende und kostenfreie Räume der Begegnung verschiedener Schichten sein. Die Nutzung der Natur als Raum der Naherholung für die Familie war eine Gewohnheit des Bürgertums, die der Arbeiterklasse zum Vorbild dienen sollte. Mit dem Aufkommen der Vergnügungsparks entstand ein neuer Parktypus, der jedoch hervorragend zu den Bedürfnissen der Moderne passte. Sie bildeten ein neues Verständnis von Erholung, stellten durch die Einbeziehung und Verherrlichung des technischen Fortschritts nicht mehr einen Gegenentwurf zur Stadt dar, sondern gliederten sich in das Bild der modernen Urbanität unter Ausnutzung der technischen Errungenschaften ein. Hier wurde nicht nur das Bedürfnis der Erholung, sondern auch das nach Zerstreuung, Sensation und Aufregung befriedigt. Die stationären Freizeitparks nahmen dabei die Unterhaltungsangebote der Wirtschaften, Kirmessen und Varietés auf, machten sie dauerhaft zugänglich und verfügbar. Sie stellten somit in gewisser Weise einen ortsfesten Typus von Kirmesvergnügen dar, der einem geschlossenen Konzept folgte und somit eine abgeschlossene Welt bildete.⁸¹ Aus behördlicher Sicht waren die Parks und auch an Wirtschaft-

ten angebundene Fahrgeschäfte wesentlich einfacher kontrollierbar als die ausschweifenden Volksfeste. Zudem war der Wirt der allein verantwortliche Veranstalter. Das vermehrte Aufkommen von Wirtschaften und Ausflugszielen mit dem Angebot von Fahrgeschäften lässt sich über die Steuerpraxis der Kommunen nachvollziehen, die pauschale Steuern für die ständigen Attraktionen mit den Veranstaltern aushandelten, statt täglich abzurechen.⁸²

Vom Tingel-Tangel zum Varieté

Der Tingel-Tangel bezeichnet ein gemischtes Nummernprogramm, bei dem „ein höheres Interesse an Kunst oder Wissenschaft nicht obwaltet“.⁸³ Diese Form des bunten Vergnügens als Abendprogramm mit verschiedenen, wechselnden Künstlern und Kunstformen war bei den Arbeitern im Ruhrgebiet und ihren Familien sehr beliebt. Die Programme fanden vorerst einen Spielort in den Wirtschaften und wurden durch die Wirte organisiert. Die Künstler waren, wie auch auf den Kirmessen, fahrendes Volk, welches mehr oder weniger zufällig in den Orten Halt machte und kurze Engagements in den Wirtschaften spielte. Die verschiedenen Artisten waren häufig innerhalb eines Familienverbandes oder einer Künstlergruppe selbstständig tätig und boten ihre Vorstellungen direkt den Wirten oder auch Zirkusbetreibern an. Es gab neben den allabendlichen oder wöchentlich wechselnden Auftritten auch mehrwöchige Engagements oder in seltenen Fällen auch Buchungen für eine ganze Saison. Durch eine mangelhafte soziale Absicherung standen die Künstler durch Krankheiten, Alter oder andere Verdienstaussfälle schnell vor dem finanziellen Ruin. Die Organisation ihrer Gruppen als Familienverband oder im Zusammenschluss mit anderen Künstlern diente als soziale Absicherung. Für das Ruhrgebiet existieren keine genaueren Informationen über die Anzahl der reisenden Schausteller oder anderer Gruppen des Vergnügungsgewerbes.⁸⁴ Für die Kirmes in Dortmund reisten die meisten Schausteller jedoch aus der näheren Umgebung, also dem Ruhrgebiet, Rheinland oder Münsterland, an.⁸⁵ Da sich die Künstlergruppen im Tingel-Tangel und auf der Kirmes überschneiden, kann davon ausgegangen werden, dass viele der Künstler, die in den Wirtschaften im Ruhrgebiet engagiert wurden, auch aus der näheren Umgebung stammten.

Die Engagements der Singspielhallen und des Tingel-Tangels verschafften den Künstlern nach dem Wegfallen der üblichen Auftrittsmöglichkeiten wie den Kirmessen eine neue Bühne und den Arbeitern eine Möglichkeit, die bei ihnen beliebte Unterhaltungsform weiterhin zu genießen. Mit dem gehobenen bürgerlichen Theater hatten die bunt gemischten Programme des Tingel-Tangels nicht viel gemein.⁸⁶ Das gemischte Nummernprogramm bestand aus Artisten, Jongleuren, Zauberkünstlern, Musikdarbietungen, Tanzvorstellungen und ähnlichem. Die theatralischen Darbietungen begrenzten sich auf kleinere Szenen und Sketche. Der Grundtenor des Tingel-Tangels und Singspiels war eine Mischung aus Entspannung und Anspannung, aus optischen und akustischen Reizen, Humor und Nervenkitzel, sowie emotional Anrührendem. Sowohl die musikalischen Darbietungen, als auch das theatralische und akrobatische Repertoire der Programme konnte ausgesprochen umfangreich sein und war nicht auf verschiedene Genres begrenzt. Auch Militärisches, Sportliches oder Darbietungen, die den Zuschauer zum Mitmachen animierten, waren in den Programmen enthalten.⁸⁷ Der Fokus lag auf leichter Unterhaltung, die, wenn auch widerwillig,

von den Ordnungsbehörden in der Regel weitgehend geduldet, aber eingehend überprüft wurde. Dies zeigt sich an den Überprüfungs- und Zensurvorgaben, denen die Unterhaltungsabende unterlagen. So waren die Veranstalter verpflichtet „24 Stunden vor der beabsichtigten Vorstellung die zur Ausführung oder zum Vortrage bestimmten Stücke, Lieder, Gedichte, Textbücher und bei mimischen oder plastischen Vorstellungen eine Beschreibung des Gegenstandes derselben unter Bezeichnung der darstellenden Personen der Ordnungspolizeibehörde einzureichen“⁸⁸. Kinder und Jugendliche wurden sowohl im Regierungsbezirk Arnsberg, als auch im Regierungsbezirk Düsseldorf von der Teilnahme an den Veranstaltungen ausgeschlossen.⁸⁹ Ein kurzfristiges Engagement umherreisender Künstler wurde somit problematisch, dies traf allerdings eher die kleineren Wirtschaften mit unregelmäßigem Programm. Größere Spielbetriebe waren in der Lage längerfristig zu planen und bewarben die Veranstaltung in örtlichen Zeitungen.⁹⁰ Ab 1905 wurden die sittenpolizeilichen Kontrollen durch die sogenannte „Lex Heinze“ weiterhin verstärkt.⁹¹ Kosok merkt an, dass die Veranstaltungen als solche selten die moralischen oder sittlichen Grenzen überschritten, so wurde zwar auch mit Erotik oder Satire gespielt, die Stücke waren jedoch nicht darauf ausgelegt, die gesellschaftlichen Strukturen als solche in Frage zu stellen oder anzugreifen. Patriotische Elemente waren in vielen Programmen ebenso vorgesehen, wie klassische geschlechtsspezifische Rollenbilder. Das Programm des Tingel-Tangels schaffte durch den Bezug auf die Lebensrealität der Arbeiter sowohl Identifikation und eine Versicherung der eigenen kulturellen Identität als auch eine Möglichkeit der Distanzierung und Abgrenzung zu anderen Klassen, indem mit Klischees gespielt wurde.⁹²



Abb. 8: Saal der Gaststätte Postkutsche in Aplerbeck, um 1920. (Postkarte, Stadtarchiv Dortmund)

Die Veranstaltungen wurden ob ihres behördlich definierten Mangels an künstlerischem oder wissenschaftlichen Anspruch als Lustbarkeiten versteuert.⁹³ Weiterhin wurde in der Stadt Dortmund 1909 eine Billetsteuer auf Eintrittskarten von über 30 Pfennig festgelegt, die Theatervorstellungen, Konzerte, Zirkusvorstellungen, Spezialitätentheater, Wettrennen, Wettfahrten und auch Kinovorstellungen bedachte. Das Dortmunder Stadttheater unterlag einer Sonderregelung und musste erst ab Eintrittspreisen von mehr als einer Mark Steuerabgaben leisten. Die Lustbarkeitssteuern wurden zusätzlich berechnet. Interessant ist hier, dass auch Veranstaltungen mit der Billetsteuer bedacht wurden, die keinen Eintritt nahmen, sofern ihre Bierpreise 40 Pfennig pro Li-

ter überstiegen. Die größeren Varieté Theater, wie beispielsweise das 1901 in Dortmund eröffnete Walhalla Theater verlangten keine Eintrittsgelder, sondern hoben stattdessen den Bierpreis an.⁹⁴

Mit den abendlichen Vorstellungen an festen Orten wie den Wirtschaften, aber auch eigens zum Veranstaltungszweck hergerichteten Singspielhallen, wurde diese Art der Unterhaltung für die Arbeiter regelmäßiger und besser zugänglich als auf den Volksfesten. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden die Wirte immer mehr zu Veranstaltern, die in ihren Lokalitäten neben Tänzen auch Tengel-Tangel und andere Kleinkunst anboten.⁹⁵ Es ist hierbei jedoch zu bemerken, dass das Angebot innerhalb der größeren Städte wesentlich reichhaltiger war als jenes in den Industriedörfern. Dies trifft in besonderem Maße auf eher abgelegene Bergarbeiterkolonien zu, welche ähnliche Darbietungen auf Kir messen und Jahrmärkten zur Gesicht bekamen.

Um die Jahrhundertwende entstanden in den größeren Städten des Ruhrgebiets Theaterbauten die eigens für den Zweck der Varieté Vorführung errichtet wurden. Im Unterschied zum Tengel-Tangel in den Wirtschaften lebten diese Theater alleine von ihren Varieté Programmen und waren von Unternehmern der Unterhaltungsbranche organisiert. Die ersten großen Varieté Theater, welche im Baustil den bürgerlichen Theaterbauten in anderen Großstädten nachempfunden waren, entstanden zwischen 1899 und 1902 in Düsseldorf, Essen und Dortmund.⁹⁶ Neben diesen Großbauten mit mehr als tausend Sitzplätzen existierten jedoch auch Formen zwischen einfachen Wirtschaften und ortsfesten Großvariétés. So gab es weiterhin eine Vielzahl an Saalwirtschaften, Bierhallen, Dielen und Theatern, die zwar nicht eigens für den Zweck des Singspiels und anderer Aufführungen errichtet wurden, jedoch ein regelmäßiges und kostengünstiges oder kostenfreies Programm spielten.

Kosok wählt in ihrer Untersuchung zwei Dortmunder Theater aus, die auch geographisch für das Ruhrgebiet eine typische Lage aufweisen. Sie waren am nördlichen Rand der Innenstadt zwischen den gehobeneren Wohn- und Einkaufsvierteln des Stadtkerns und den Arbeiterquartieren der Nordstadt gelegen. Der Rhythmus des Programmwechsels betrug zwei Wochen, gezeigt wurde ein umfassendes Varieté Programm, welches täglich abends und am Wochenende mehrfach gespielt wurde. Beide von ihr untersuchten Theater, das Walhalla und das Olympia Theater, wurden in Dortmund kurz nach der Jahrhundertwende als eigenständige Theaterbauten errichtet. Es handelte sich um Großbauten mit 900 bis 1.700 Plätzen, welche mit moderner Bühnentechnik ausgestattet waren. Die Programmpunkte ähnelten thematisch und inhaltlich denen, die auch in kleineren Singspielhallen und Wirtschaften vorgeführt wurden, allerdings engagierten die Theater eher namenhafte Künstler und versuchten, die neusten Attraktionen der Unterhaltungsbranche in ihrem abendfüllenden Programm unterzubringen.⁹⁷ Mit der Gründung der eigenständigen Theater mit professioneller Ausstattung erreichte das Varieté eine neue Qualität, die Unternehmer der Freizeitindustrie versuchten so, die Zielgruppe über die Arbeiterschaft hinaus zu erweitern.⁹⁸ In Berlin hielten die Varieté Theater bereits in den frühen 1890er Jahren Einzug in die Vergnügungsviertel des Bürgertums und der Aristokratie.⁹⁹

Ein Beispiel für eine besonders ambitionierte Gründung eines Variétés, welches wohl vor allem Publikum abseits der Arbeiterklasse erreichen wollte, stellt das 1908 in Bochum eröffnete Apollo-Theater dar. Bochum besaß kein städtisches Theater, lediglich eine Wirtschaft an der Rottstraße bespielte die eigene Halle in den Wintermonaten als „Stadttheater“. Der 1908 im Jugendstil



Abb. 9: Das ehemalige Apollo-Theater in Bochum, um 1913. (Postkarte, Sammlung Frank Dengler, Bochum)

errichtete Bau des Apollo-Theaters, welches als großes Varieté im neuentstandenen, bürgerlichen Viertel Ehrenfeld die Besucher locken sollte, ging mit seinem Betreiber bereits 1909 in Konkurs.¹⁰⁰ Das Apollo-Varieté war gezielt als Theater für ein bürgerliches Publikum errichtet worden, die Eintrittspreise waren verhältnismäßig hoch – höher als die des an der Rottstraße bestehenden Stadttheaters – und auch wenn das Varieté auf ein bürgerliches, eher finanzstarkes Publikum zugreifen konnte, so waren vor allem die Bau- und Unterhaltungskosten für den Unternehmer offensichtlich nicht finanzierbar.¹⁰¹ Den darauf folgenden Weg des Theaters hatte wiederum ein Stadtführer im Eröffnungsjahr 1908 bereits prophezeit: „Das Theater will sich zunächst der Pflege des Varietés widmen, dürfte sich aber auch der Operette und dem Singspiel, wenn nicht gar späterhin einmal der Oper und dem Schauspiel erschließen.“¹⁰² Hier lässt sich bereits ablesen, dass der Stadtführer dem Theater höhere künstlerische Ambitionen unterstellte, als nur die der „heiteren Muse“.¹⁰³ Die Stadt nahm sich des Theaterbaus an und eröffnete es 1910 das „Neue Stadttheater“.¹⁰⁴ Schon vor dem Bau des Apollo-Theaters existierten jedoch auch in Bochum kleinere Varieté-Bühnen.¹⁰⁵ Während im Stadtführer Dortmunds 1895 noch keine Rubrik zum Thema „Theater“ auftaucht, wird für 1898 als „Stadttheater“ vermerkt, dass im „Kühn’schen Locale“ in den Wintermonaten Programm stattfinden würde. 1901 wurde die Rubrik um den Hinweis eines sich im Bau befindlichen Stadttheaters am Hiltropwall erweitert, außerdem wurde auf ein „Varieté Theater“ am Burgwall verwiesen. Erst 1905 gibt es eine Unterteilung, das Stadttheater erhielt eine eigene Rubrik mit genaueren Informationen, unter dem Titel „Spezialitätentheater und Singspielhallen“ wurden sieben Theater mit Namen und Adresse erfasst, unter ihnen das Olympia- und das Walhalla-Theater.¹⁰⁶ Anhand dieser Listen lässt sich eine klare Unterscheidung zwischen dem „richtigen“, das heißt bürgerlichen Stadttheater und den neu aufkommenden eigens errichteten Variétés erkennen, welche in einem Zuge mit den Singspielhallen genannt werden.¹⁰⁷ Diese Differenzierungen beziehen sich in erster Linie auf das gezeigte Programm, und so bleibt die Trennlinie zwischen Unterhaltungsangeboten, denen „ein höheres Interesse an Kunst und Wissenschaft“ zugewiesen wird und denen, die dieses Prädikat nicht erhalten, auch in Stadtführern nach dem ersten Weltkrieg erhalten.¹⁰⁸ Weiterhin lässt sie sich anhand der Besteuerungspraxis nachvollziehen.¹⁰⁹ Beispielhaft lässt sich an den Dortmunder Stadttheatern zeigen, wie sich der Stellenwert der Vergnügungs-

angebote bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs erhöhte und wie die Anzahl der Vergnügungsbetriebe in den urbanen Zentren der größeren Ruhrgebietsstädte zunahm.

In Berlin und anderen Großstädten Europas vollzog sich der Wandel vom Spezialitätentheater zum internationalen Varieté schneller, im Ruhrgebiet setzte sich das Varieté als gehobenes Theater wesentlich später durch. Es dominierten lange an den Bedürfnissen der Arbeiterklasse orientierte Singspielhallen, Musikwirtschaften und Tingle-Tangel in den Hinterzimmern der Wirtschaften.¹¹⁰ Allerdings kam es auch hier bis zur Jahrhundertwende zu einer Professionalisierung. Während vormals die Künstlergruppen eher spontan in den Wirtschaften einkehrten und den regulären Wirtschaftsbetrieb mit ihren Vorstellungen ergänzten, wurden die Programme mit der Zeit von den Wirten und Unternehmern der Unterhaltungsbranche im Voraus genauer geplant und gezielt beworben. Die Vorstellungen wurden somit zu einer eigenständigen Veranstaltungsform. Die Wirtschaften blieben auch mit der steigenden Professionalisierung des Variétégewerbes ein Anlaufpunkt für die untere Arbeiterklasse, der Tingle-Tangel in kleineren Wirtschaften wurde jedoch durch die größeren Singspielhallen und Saalwirtschaften verdrängt.¹¹¹

Die stetige Erweiterung des Unterhaltungsangebots im Ruhrgebiet ist Teil der Ausbreitung einer modernen Populärkultur, welche sich, aus europäischen Großstädten kommend, auch an Rhein und Ruhr etablierte. Während große Theaterbauten auf die innerstädtischen Vergnügungsviertel der größeren Ruhrgebietsstädte beschränkt blieben, hatten durchaus auch die Industriedörfer in einem kleineren Maße Anteil an dieser Entwicklung. Das Programm der Variétés bot das gesamte Spektrum der modernen Populärkultur und wurde zur Bühne der Geburt eines neuen Mediums: des Films.¹¹²

Vom Variété zum Lichtspielpalast

Das frühe Kino war eine technische Novität, welche sich aus dem Variété heraus bis zum Ersten Weltkrieg als eigenständige Unterhaltungsform und neues Medium etablierte und emanzipierte. Diese erste Phase des Kinos dauerte von 1895 bis etwa 1913.¹¹³ Die Verflechtungen zwischen Kino und Variété waren zur Zeit der Entwicklung sehr eng, so wurde in Berlin die erste öffentliche Vorstellung von „lebendigen Photographien“ im Variété Wintergarten im November 1895 als Höhepunkt einer Vorstellung gezeigt. Die Gebrüder Skladanowsky hatten einen Apparat zur Vorführung von bewegten Bildern entwickelt und erhofften sich durch ihre Erfindung einen Erfolg als Artisten innerhalb des Variété-Gewerbes. Auch die Presse sah diese ersten Vorführungen von bewegten Bildern nicht als die Entwicklung hin zu einem neuen Medienformat, sondern als Neuerung innerhalb des Variétés.¹¹⁴

Der Film ist in seinen Anfängen keineswegs als Anschluss und Erweiterung der künstlerischen Kultur des bürgerlichen Theaters zu verstehen, er war viel eher eine neue visuelle Attraktion und diente häufig als abschließender Höhepunkt der Variété-Vorstellungen.¹¹⁵ Bei den ersten gezeigten Aufnahmen handelte es sich um kurze Szenen, die Alltäglichkeiten zeigen. Da vorerst noch nicht viele Filme zur Verfügung standen, waren sogenannte Wanderkinos stark verbreitet. Sie brachten die Szenen und Filme auf Jahrmärkte, Kirmessen und andere Volksfeste, sowie zum Tingle-Tangel und in die Singspielhallen. Mit dem immer gleichen Programm bereisten Kinematographenbesitzer wie die Familie Melich aus Düsseldorf die Dörfer und Städte in der Um-

gebung und führten zum Teil selbst aufgenommene Filme vor.¹¹⁶ Die Programmdauer betrug nur etwa 15 Minuten, in denen verschiedene kleine Szenen gezeigt wurden.¹¹⁷

Die größeren Varietés im Ruhrgebiet begannen bereits 1899 eigene Projektoren in ihren Theatern einzubauen, Kinovorstellungen wurden zu einem festen Bestandteil des Variété- und Spezialitätentheaters.¹¹⁸ Mit der zunehmenden, internationalen Organisation der Filmindustrie und dem Aufbau eines Verleihsystems war es bald möglich, ein ständig wechselndes Programm zu zeigen. Trotz der vorerst kurzen Filme war so eine gewisse Aktualität und Abwechslung möglich, welche die Eröffnung eigenständiger Kinos mit ständigem Programm förderte.¹¹⁹ Die Gründung eines Kinos war um die Jahrhundertwende vergleichsweise unproblematisch, es bedurfte keiner gesonderten Konzession, um ein Ladenlokal in ein Lichtspielhaus zu verwandeln. So entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch in den Industriegemeinden und Vororten im Ruhrgebiet zahlreiche Ladenkinos.¹²⁰

Holger Klein-Wiele beschreibt die Entwicklung des Kinos im Ruhrgebiet in drei Phasen: die Verbreitung von Kinematographie durch Wanderkinos und Variétés von 1895 bis 1906, die Verlagerung der Kinovorführungen vom Wanderkino in ortsfeste Ladenkinos 1906 bis 1909 und schließlich die Entwicklung von Saalkinos und eigenständigen Lichtspieltheaterbauten bis 1913.¹²¹

Mit der rasanten technischen Entwicklung, die ab 1906 auch Langfilmproduktionen von 15 bis 20 Minuten ermöglichte, nahm sowohl die Qualität als auch die Quantität des Filmmaterials zu.¹²² Es entstanden Aufnahmen mit einem längeren, zusammenhängenden Handlungsrahmen. Das Kino war also nicht mehr nur Kuriosität, die allein durch die bewegten Bilder Aufmerksamkeit erzeugte, sondern entwickelte sich zu einem eigenständigen Medium, welches die Bedürfnisse nach verschiedenen Genres befriedigte. Bereits 1908 besaßen 90 % der Filmproduktionen einen fiktiven, narrativen Schwerpunkt.¹²³ Die neue mediale Zerstreung, von Kritikern auch als „Kunstersatz“ bezeichnet, zog vor allem Arbeiter an.¹²⁴ Ein Besuch im Kino war erschwinglich, und durch den durchgehenden Spielbetrieb waren die Besucher zeitlich flexibler in ihrer Freizeitgestaltung.¹²⁵ Das Kino war zunächst ein gesellschaftlicher Erlebnisort, wo man trank, rauchte, aß und das Geschehen auf der Leinwand kommentierte.¹²⁶

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eroberten Sensationsdramen das Kino, diese Filme zeigten reale Situationen wie Arbeitslosigkeit, Alkoholismus und die Anonymität der Großstadt. Mit Titeln wie „Streik in der Fabrik“, „In der Großstadt verloren“, „Grausame Ehe“, „Wenn der Vater trinkt“ oder „Wem gehört das Kind“ warben die Kinos wohl vor allem um das weibliche Publikum aus der Arbeiterklasse.¹²⁷ Genaue Statistiken über die Besucherzusammensetzung der Kinovorstellungen im Ruhrgebiet existieren jedoch nicht. Die einzige größere statistische Erhebung hinsichtlich der Besucherzusammensetzung und ihrer Interessen wurde 1914 von Emilie Altenloh durchgeführt. Sie bezieht sich überwiegend auf die Stadt Mannheim, die als Stadt mit einem hohen Anteil an Industriearbeitern den Ruhrgebietsstädten nicht unähnlich war, und stellte fest, dass sich viele der ab 1908 in Mannheim eröffneten Kinotheater in den Arbeitervierteln befanden.¹²⁸ Gleiches lässt sich für das Ruhrgebiet nicht belegen, zwar waren Kinos durchaus auch in den Vororten und Industriegemeinden angesiedelt, befanden sich jedoch nicht innerhalb der Arbeiterkolonien, sondern in den Zentren der Gemeinden oder am Rande von Wohngebieten. Eine flächendeckende Studie zur genauen Lage der frühen Kinos im Ruhrgebiet existiert bisher nicht.¹²⁹

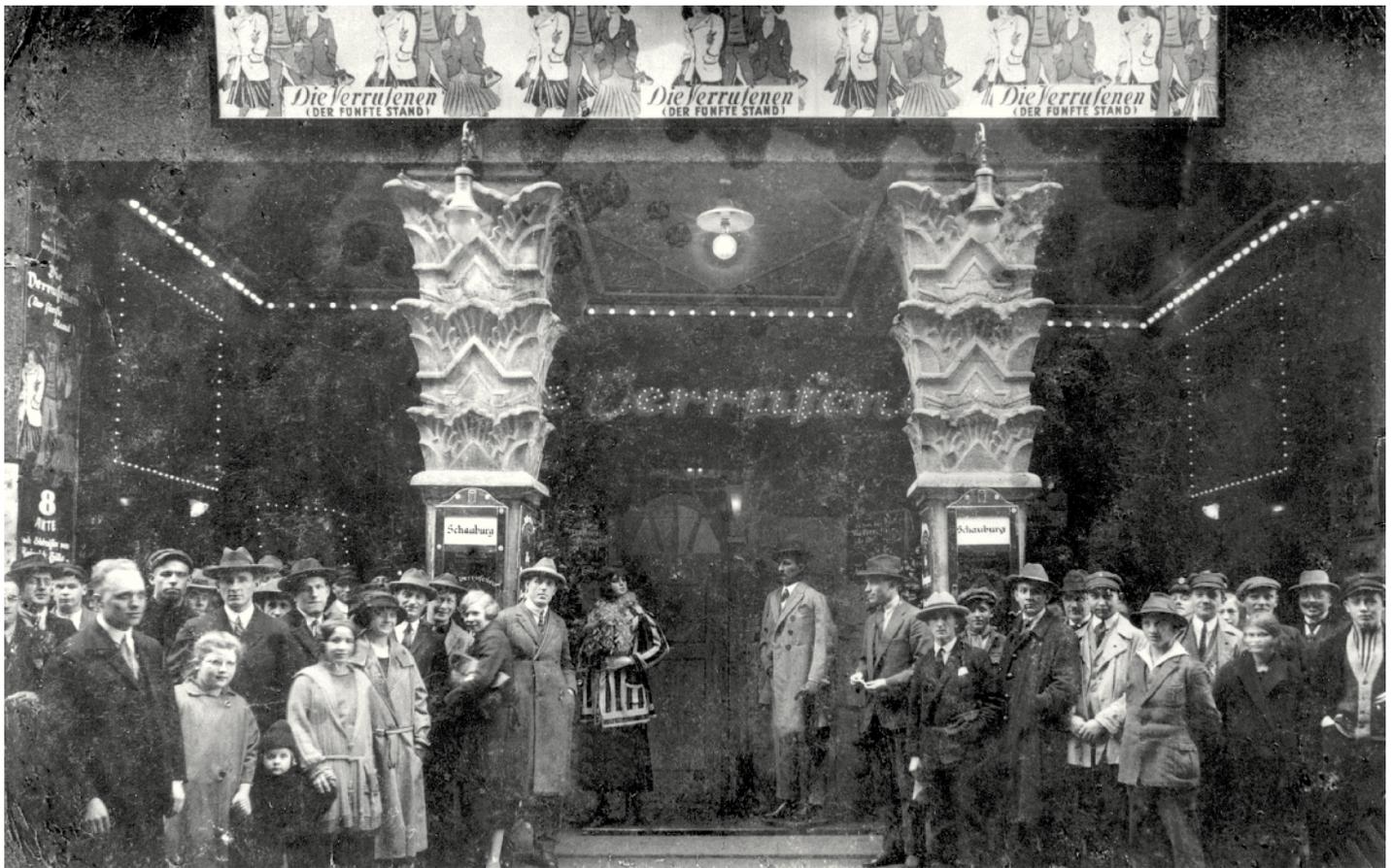


Abb. 10: Kinobesucher vor der Schauburg, 1927. Das Kino befindet sich im Vergnügungs- und Geschäftsviertel auf der Brückstraße in Dortmund. Es existiert seit 1912 und konnte bereits sein 100jähriges Bestehen feiern. Vor dem Kino befanden sich im gleichen Gebäude eine Gaststätte und ein Hotel. (© Foto: Stadtarchiv Dortmund)

Mit dem Kino eröffnete sich den Frauen ein neuer Raum für Freizeitaktivitäten. Bis 1908 war die politische Betätigung für sie in den meisten Vereinen verboten, und auch Kneipen, Partei- und Vereinslokale wurden selten besucht. Bis zur Einführung eines strengen Jugendschutzgesetzes, war es den Frauen möglich, ihre Kinder mitzunehmen. Die Filme bezogen sich auf die Lebensrealität der Frauen. Sie fanden in den dargestellten Filmen sowohl Identifikation, als auch Distanzierungen zum ihrem eigenen Leben, es war zum Teil ein Spiegel, aber auch das Fenster in eine andere Welt. Der Film vermischte alltägliche Probleme mit Themenbereichen, die über die Grenzen der gängigen Moralvorstellungen hinausgingen. Privates und Intimes wurde nicht ausgeschlossen, der Film thematisierte auch Gewalt, Sexualität und Ehebruch. Die männlichen Jugendlichen und jungen Arbeiter im Ruhrgebiet, welche vermutlich ebenfalls einen großen Anteil der Besucher des frühen Kinos ausmachten, interessierten sich hingegen wohl wie ihre Altersgenossen in Mannheim eher für Indianerfilme, Detektivgeschichten und Kriegsfilme.¹³⁰ Bis etwa 1906 zeigten die gehobeneren Schichten kaum ein Interesse an der medialen Neuerung. Dem gebildeten Bürgertum galt das Kino lange als trivialer Schund, doch mit der bald flächendeckenden Ausbreitung des Kinos konnte es nicht mehr als kurzlebige Attraktion abgetan werden. Filme galten nicht als Kulturgut, sondern wurden vor allem aufgrund ihres Mangels an Sprache als nicht intellektuell angesehen. Dies lag zum einen am anfangs recht flachen Handlungsrahmen der Geschichten, zum anderen aber auch an der Aufmachung der frühen Ladenkinos mit ihrer

behelfsmäßigen Ausstattung.¹³¹ Das Kino hatte schon aufgrund seines Aufkommens in Schaubuden auf Jahrmärkten einen eher zweifelhaften Ruf.¹³² Die Dunkelheit während der Vorstellungen und die Inhalte der Filme wurden zum Sorgenpunkt der Volkserzieher und Sozialreformer.¹³³ Die Kritik am Kino drehte sich dabei rund um den Begriff des „Schundfilms“.¹³⁴ Das „Zwanzig-Pfennig Theater des Pöbels“ wurde als Volksgefahr angesehen. Es wurde vermutet, dass die Filme mit ihren Themen sowohl Kriminalität als auch Sexualität in nicht gewünschter Weise förderten.¹³⁵ Dass die Lichtspielhäuser mit ihren geringen Eintrittspreisen und der zunehmenden Ausbreitung in den Städten besonders von jungen Menschen aufgesucht wurden, wurde kritisiert und problematisiert.

Mit der stetigen Ausbreitung des Mediums Film und dem Aufkommen der Kritiker setzten sich die Behörden erstmals gezielter mit dem Thema der Filmzensur und des Jugendschutzes auseinander. Zwar hatte es von Beginn an eine Zensur der Filme gegeben, diese war jedoch in der Regel eine Nachzensur durch einen Inspektor während der Vorstellung, welcher einen erheblichen Ermessensspielraum hatte. Die unterschiedlichen Maßstäbe der kontrollierenden Beamten sorgten regelmäßig dafür, dass Filme, die in einigen Orten gespielt werden durften, in anderen verboten wurden, zudem war bei der Menge an Kinos eine flächendeckende Überprüfung bald nicht mehr möglich. Ab 1907 überprüfte eine Zensurstelle in Berlin die Filme vor der ersten Vorführung und vergab Zensurkarten, die Entscheidungen blieben jedoch unverbindlich, es konnten weiterhin lokale Zensur-

bestimmungen erlassen werden.¹³⁶ Dies geschah 1910 in der Provinz Westfalen mit einer Polizeiverordnung zur „Vorführung von Kinematographie in Theatern, Versammlungsräumen, Läden, Zelten oder gelegentlich öffentlicher Vorstellungen an anderen Orten“, welche sich überwiegend mit feuertechnischen Sicherheitsmaßnahmen befasste, allerdings auch eine Regelung zum Jugendschutz und eine Vorzensur eingeführte.¹³⁷

Auch nach Bemühungen des preußischen Innenministeriums um mehr Einheitlichkeit durch die Verpflichtung zur Übernahme der Berliner Zensurentscheidungen 1912 folgten die lokalen Behörden im Ruhrgebiet den Entscheidungen der zentralen Zensurbehörde nur bedingt. Mit der Begründung, dass „die Berliner Zensur für den hiesigen Industriebezirk eher schärfer als schwächer“ sein müsse und dass „was für Berlin passend ist [...] für die hiesigen Arbeitergemeinden noch nicht immer“¹³⁸ passe, wurde eine zentrale Zensurstelle für die Region zwischen Düsseldorf und Dortmund gefordert. Auch über eine Verschärfung der sonstigen Bestimmungen, die auf Reichsebene für den Betrieb des Kinos festgelegt waren, wurde in Düsseldorf diskutiert.¹³⁹ Alleine der hohe Anteil der Arbeiter in der Region rechtfertigte nach behördlicher Meinung die stärkere Bevormundung.¹⁴⁰ Unterstützt wurde diese Ansicht von der Kinoreformbewegung und der Arbeiterbewegung. Den Arbeitern wurde nicht zugetraut, das neue Medium selbstständig einzuschätzen und sich von den Inhalten gegebenenfalls zu distanzieren.

Die Pädagogen der Arbeiterbewegungen sahen im Kino eine Gefahr für Sitte und Moral, besonders jugendliche Arbeiter schienen ihnen besonders gefährdet.¹⁴¹ Es gab allerdings kaum Vorschläge zur Verbesserung des Mediums, der Darstellungsweise oder zu den Handlungssträngen der Geschichten, man schlug stattdessen vor, den Film ausschließlich als Medium zu Bildungszwecken und Volkserziehung einzusetzen.¹⁴² Die Kinoreformer machten mit Diskussionen, Flugblättern und Zeitungsartikeln auf sich aufmerksam.¹⁴³ Der Film galt als „Appell an die niederen Instinkte der Massen“ und sollte eingedämmt werden.¹⁴⁴ Gerade weil die Filme durch die audiovisuelle Mischung¹⁴⁵ und die Dunkelheit im Saal zur emotionalen Beteiligung einluden und die Realität auf eine neue Weise erweiterten, wurde der Film als gefährliche Anregung der Sinne und Phantasie angesehen.¹⁴⁶ Die gewünschte Reformierung des Films zu einem reinen Bildungsmedium stieß bei den Kinobesuchern auf Gegenkritik. In Leserbriefen protestieren die regelmäßigen Besucher gegen die Herabsetzung des Mediums.¹⁴⁷ Für die Arbeiter war das Kino, wie auch die anderen Freizeitaktivitäten, ein Ort der kurzzeitigen Entspannung und Realitätsflucht, an dem sie keine Belehrung suchten. Für sie galt die Devise „Hinsetzen, ausruhen – und doch etwas erleben“.¹⁴⁸ Besonders eindrücklich schildert dies eine Bergarbeiterfrau in einem Leserbrief im Dortmunder Generalanzeiger 1912: „Wenn ich mich mal ordentlich ausweinen will, dann gehe ich in ein Kino-Theater, denn da kann man das sehr billig haben und ist auch so ungeniert, weil es keiner sieht, wegen der Dunkelheit.“¹⁴⁹ Auch wenn die Herkunft der Aussage nicht zweifelsfrei belegt werden kann, zeigt der Brief doch Bedürfnisse der Zuschauenden, welche sich durch ein von der Reformkinobewegung gewünschtes Programm nicht befriedigen ließen.

Im Ruhrgebiet waren die Bestrebungen das Kino zu reformieren besonders ausgeprägt. Spätestens im zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts hatten bürgerliche, sowie kirchliche Reformer eingesehen, dass sich die Ausbreitung der Kinos und Filme nicht verhindern ließ. Die Konzentration lag nun auf der Veränderung der Nutzung des Mediums. „Der Kino, wie er heute

vielfach noch ist, arbeitet uns da nicht selten entgegen. Durch so manche Geistlosigkeiten, die der Kino bietet, macht er oberflächlich und stumpf. Er schwächt ethisch durch die in krimineller und sexueller Beziehung oft nicht einwandfreien Sensationsdramen. Er raubt den ruhigen und klaren Wirklichkeitssinn durch die wilde Phantastik der Stücke. Er erzieht nicht im vaterländischen Sinne, weil die ausländischen Filme überwiegen und diese süßliche Sentimentalität, prickelnde Pikanterie und burleske Albernheit in unser Vaterland spülen. Ebenso gefährlich sind die schreienden Reklamebilder“, schrieb 1912 Adolf Sellmann, einer der führenden Sprecher der Kinoreformbewegung. „Das zweckmäßigste wird es sein, uns den Feind zum Freunde zu machen. Praktische Arbeit leisten durch eine energische Reform der Kinos. Wir müssen den Kino zum Bildungsinstitut umgestalten. In dem Kino stecken ganz außerordentliche Bildungsmöglichkeiten.“¹⁵⁰

Um eine Änderung herbeizuführen, wurde auf ein positives Alternativangebot zur kommerziellen Unterhaltungsindustrie gesetzt. Eines der erklärten Ziele der Reformbewegung war es, die ausländischen Produktionen zurückzudrängen. In Eickel eröffnete 1912 das „erste Gemeindekino im rheinisch-westfälischen Industriebezirk“,¹⁵¹ zahlreiche weitere dieser kommunalen Theater wurden vor allem in den ausgedehnten Industriegemeinden in den kommenden Jahren eröffnet.¹⁵² Ähnlich wie im Bereich der Alkoholfrage, versuchten die bürgerlichen Gruppierungen mit Unterstützung der Kommunen ein für sie sinnvolles Gegenangebot zum bestehenden, unternehmerischen Freizeitgewerbe zu schaffen. Dies war allerdings nur ein Teil der Strategie, so wurden auch weitergehende gesetzliche Einschränkungen für das kommerzielle Kino gefordert.¹⁵³ Es ist erstaunlich, dass sowohl die Behörden als auch die Kinoreformbewegung erst ab 1910 verstärkt Maßnahmen ergriffen, um auf die Ausbreitung der Kinos zu reagieren. Das Filmgeschäft hatte sich unterdessen international vernetzt, und auch die Kinotheater entwickelten sich weiter, um vor einem urbanen Publikum aus allen Schichten zu bestehen.

„Jetzt ist in den Großstädten plötzlich und vor allem in Berlin über Nacht sozusagen eine Kultivierung des ‚Kientopps‘ vorgenommen worden. [...] Es haben sich in der Reichshauptstadt jetzt mehrere solcher hocheleganten Lichtbildtheater aufgetan, vor deren Türen vornehme Autos halten.“¹⁵⁴ Diese neuen Theater hatten repräsentative Fassaden, feste Anfangszeiten, gepolsterte Sitze und verschiedene Sitzkategorien, zum Teil verfügten sie auch über kleine Logen. Das Kino hatte sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht nur vom Varieté emanzipiert und war zu einem eigenständigen Freizeitangebot geworden, es wurde ebenso über die Schichten hinweg massentauglich und verdrängte nach der Jahrhundertwende das Varieté. Die Entwicklung des Kinos zu einem schichtenübergreifenden kulturellen Vergnügen vollzog sich auch im Ruhrgebiet verstärkt ab 1910 mit dem ersten Kinobau in Essen. Parallel dazu stellten immer mehr Varieté Theater im Ruhrgebiet ihren Spielbetrieb komplett auf Kinovorführungen um.¹⁵⁵

Die Erweiterung der Zielgruppe erfolgte jedoch nicht ausschließlich durch den gesteigerten Komfort der Lichtspielhäuser, sondern vor allem durch eine qualitative Steigerung und Veränderung des Filmprogramms. Durch die neuen technischen Möglichkeiten der Langfilmproduktion mit verschiedenen stilistischen Elementen entwickelte sich der Film zu einem Medium, welches auch Literatur und Theater auf eine neue Weise vermitteln konnte. Autorenfilme und Literaturverfilmungen nahmen

ab 1910 immer mehr Raum im Programm der Lichtspielhäuser ein.¹⁵⁶ Mit dieser Veränderung und auch der äußerlichen Anpassung der Filmtheater an die Ansprüche des Bürgertums wurde der Kinobesuch auch in den gehobeneren Klassen gesellschaftsfähig. Das Kino existierte vor dem Ersten Weltkrieg, genau wie das Varieté vor ihm, in unterschiedlichen Ausführungen, die sich den Bedürfnissen seiner Besucher anpassten. Neben Kinopalästen in den urbanen Zentren existierten weiterhin auch einfachere Lichtspieltheater, welche die anfänglichen, improvisierten Ladenkinos nach und nach verdrängten.¹⁵⁷ In den Städten des Ruhrgebiets waren vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Filmtheater zu finden, alleine in Dortmund und Bochum gab es laut einer Zählung von 1910 zehn Lichtspieltheater, in Essen gab es sogar 21 ortsfeste Kinos. Dieser Trend verstärkte sich in den kommenden Jahren, auch durch immer neue technische Möglichkeiten und die international stark vernetzte Filmbranche. Der Film setzte sich als Massenmedium schichtenübergreifend durch und wurde zu einem wichtigen Motor in der Verbreitung einer modernen, massenhaften Populärkultur.

Resümee

Die kommerziellen Freizeitangebote entwickelten sich im Ruhrgebiet häufig angebunden an Orte der traditionellen Freizeitkultur wie Wirtshäuser oder Volksfeste. Wie auch im Rest des Kaiserreichs und zum Teil international vollzog sich dieser Wandel besonders seit den 1890er Jahren. Interessant ist vor allem die vielfache Verbindung der verschiedenen Freizeitangebote untereinander, sie folgten immer wieder dem gleichen übergeordneten Thema und befriedigten ähnliche Bedürfnisstrukturen. Der Tengel-Tangel, welcher im professionell organisierten Varieté seinen Höhepunkt fand, war inhaltlich überschneidend mit den Angeboten auf den Kirmessen und Jahrmärkten. Das frühe Kino gastierte sowohl als Wanderkino auf Jahrmärkten, als auch in Wirtshäusern oder extra dafür eingerichteten kleinen Ladenkinos. Als „lebende Photographien“ tauchten die ersten Kinotechniken als Hauptattraktion am Ende der Varieté-Vorstellungen auf. Zudem zeigten die ersten Kinofilme häufig Inhalte, die dem Nummernprogramm der Varietés entlehnt waren. Die Karussells und Fahrgeschäfte, die auf den Kirmessen um die Jahrhundertwende als neue Attraktion die Schaubuden verdrängten, wurden auch wegen der Abschaffungen von Kirmessen von Wirtshäusern als dauerhafte Attraktionen an Ausflugszielen übernommen. Dort entstanden in einigen Fällen, auch als Folge einer reichsweiten und internationalen Entwicklung, feste Vergnügungsparks, die sowohl der Arbeiterschaft als auch dem bürgerlichen Mittelstand als Ausflugsziel diente.

Thematisch und inhaltlich blieben die Freizeitangebote somit über einen langen Zeitraum trotz ihrer Weiterentwicklung konstant. Die Bedürfnisse der Arbeiter nach einer kurzweiligen Zerstreuung und Realitätsflucht sowie nach augenblicksorientierter Befriedigung der Schaulust und körperlicher Verausgabung wurden weiterhin erfüllt. Die Bedürfnisstrukturen der Arbeiter und ihrer Familien änderten sich somit weniger als die Aufbereitung der verschiedenen Freizeitangebote, die tendenziell sowohl an Qualität, als auch an Quantität zunahmen. Durch den Ausbau der Freizeitindustrie in den urbanen Zentren und die Verringerung der Arbeitszeit wurden die Freizeitangebote für die Arbeiter regelmäßiger nutzbar. Vor allem die jungen Menschen im Ruhrgebiet wurden durch das Aufwachen in den urbanen Zentren mit der neuen Freizeitkultur sozialisiert.

Die rigide Verbots- und Verwaltungspraxis der Verwaltung hatte keinen dauerhaften Einfluss auf die Entwicklung der Freizeitindustrie und die Reformvorschläge der Arbeiterbewegung oder bürgerlicher Gruppen beeinflussten die Freizeitgewohnheiten der Arbeiter nicht im gleichen Maße wie die Neuerungen und Veränderungen, die innerhalb der Freizeitindustrie aus kommerziellen Gründen entstanden. Auf Bestrebungen der Behörden und Verwaltungen, die Freizeitgewohnheiten der Arbeiter zu verändern oder den Nutzungsumfang einzuschränken, wurde von den Arbeitern unterschiedlich reagiert. Im Falle der Schnapskasinos und des Tanzes erweiterten sie durch selbstständige Organisation unter Ausnutzung der ihnen gegebenen Strukturen ihren Handlungsrahmen. Auch in Reaktion auf die Unternehmer priorisierten die Arbeiter ihre Freizeitbedürfnisse trotz drohender Sanktionen. Politisch hatten sie jedoch gegenüber den Behörden keinerlei Handhabe, bei der Diskussion um die Abschaffung der Kirmessen nahmen sie somit eine passive Rolle ein und mussten sich auf das Durchsetzungsvermögen anderer Interessengruppen verlassen. Die Reformversuche der Arbeiterbewegung und der bürgerlichen Sozialreformer hatten zumindest hinsichtlich der kommerziellen Freizeitkulturen ebenfalls nur einen geringen Einfluss auf die Freizeitvorlieben der Arbeiter. Die von den Reformern gepredigten Wert- und Moralvorstellungen mit dem Ansatz zur langfristigen Lebensverbesserung gingen an der Lebensrealität und Bedürfnisstrukturen der Arbeiter und ihren Familien vorbei.

Insgesamt setzten sich im Ruhrgebiet Freizeitangebote durch, die eine breite Zuschauerschaft fanden und den eskapistischen Bedürfnissen der Arbeiter und ihrer Familien entsprachen. Letztlich zeigt sich, dass die urbane Freizeitkultur vor allem durch die konstante Weiterentwicklung des kommerziellen Freizeitbetriebs und die internationale Entwicklung in den Städten Fuß fassen konnte. Die Unternehmer der Freizeitindustrie verstanden es, die Bedürfnisse ihrer Kunden zu befriedigen und durch einen konstanten Ausbau und eine steigende Professionalisierung und Differenzierung des Angebots auch andere Schichten für ihre Attraktionen zu gewinnen. Somit wurden Angebote wie das Varieté oder das Kino, die ursprünglich nur untere Schichten angesprochen hatten, mit der steigenden Professionalisierung und Weiterentwicklung allgemein gesellschaftsfähig und an die Bedürfnisse anderer Schichten angepasst. Die urbane Freizeitkultur erlebte so schon vor dem Ersten Weltkrieg eine Entwicklung hin zur allgemeinen Populär- und Massenkultur. Auch hinsichtlich der traditionellen Vergnügungsformen wie der Kirmes gab es eine weitreichende Entwicklung. Die Kirmes als solche wurde zwar im Zuge der Abschaffungen immer weiter zurückgedrängt, die Attraktionen der Kirmes wurden jedoch an verschiedenen Orten weiterhin angeboten. Vor allem die stationär eingerichteten Freizeitparks waren als Konzept in sich geschlossen und zogen nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch die Mittelschicht und das Bürgertum an.

Anmerkungen

- 1 Vonde 1989.
- 2 Vgl. Zimmermann 1987, S. 35.
- 3 Vgl. Feidel-Mertz 1964; Beier 1979; zum Vereinswesen Tenfelde 1978.
- 4 Abrams 1988; Kosok 1989.
- 5 Vgl. Beuvers/Tewes 1989; Bausch 2015; Winter 2015; Schnepfer 2015; Plieg 2000; Kreuzer 2010; Gillner 2016.

- 6 Vgl. zum angenommenen Gegensatz zwischen Arbeiterbewegungskultur und kommerzieller Freizeitkultur Langewiesche 1982. Vgl. den Überblick zur Erforschung von Freizeit im Ruhrgebiet bei Lauschke 1999; Tenfelde/Ritter 1992, S. 801f zum Begriff der „Arbeiterkultur“.
- 7 Brüggemeier 1983, S. 164ff.
- 8 Ebd., S. 163.
- 9 Kleßmann 1978, S. 55; Beuvers 1989, S. 81ff.
- 10 Beuvers/Tewes 1989, S. 81ff.
- 11 Brüggemeier 1983, S. 62.
- 12 Wuszow 2000, S. 231.
- 13 Brock 1991, S. 160.
- 14 Abrams 1988, S. 28f.
- 15 Ebd., S. 109.
- 16 Abrams 1997, S. 267.
- 17 Abrams 1988, S. 29.
- 18 Ebd., S. 192.
- 19 Vgl. Zimmermann 1987, S. 18, 82f; Die Unternehmer des Bergbaus bemühten sich durch bspw. die Schaffung von günstigem Wohnraum die Fluktuation einzudämmen und eine Stammebelegschaft zu gewinnen.
- 20 Kosok 1989, S. 56f.
- 21 Abrams 1988, S. 189ff.
- 22 Ebd., S. 160f.
- 23 Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 537ff; Kosok 1989, S. 23ff.
- 24 Über den „Alkoholumflug“ (1909), abgedruckt in Tenfelde/Urban 2010, S. 436-438.
- 25 Vgl. Brüggemeier 1983, S. 153; Abrams 1992, S. 42.
- 26 Zimmermann, S. 33-35.
- 27 Abrams 1988, S. 63ff, S. 85; Abrams 1992, S. 41ff. Vgl. Zimmermann 1987, S. 33ff.
- 28 Abrams 1992, S. 42ff.
- 29 Abrams 1988, S. 27.
- 30 Kosok 1989, S. 255.
- 31 Zimmermann 1987, S. 36ff.
- 32 Reichsgewerbeordnung 1901, §33.
- 33 Kosok 1989, S. 206ff.
- 34 Brüggemeier 1978, S. 158ff; Kosok 1989, S. 35.
- 35 Vgl. Henning 2009.
- 36 Linse 1992, S. 87ff.
- 37 Kosok 1989, S. 48f.; Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 632f.
- 38 Kosok 1989, S. 32ff.
- 39 Kosok 1992a, S. 268ff.
- 40 Vgl. Zimmermann 1987, S. 34f.
- 41 Brüggemeier 1978, S. 158ff.
- 42 Reichsgewerbeordnung 1901, §33.
- 43 Brüggemeier 1983, S. 143ff.
- 44 Kosok 1989, S. 254f.
- 45 Reichsgewerbeordnung 1901, §33c; Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 567.
- 46 Bürgerbuch Essen 1909, S. 429ff.
- 47 Kosok, 1989, S. 39ff.
- 48 Ebd., S. 41.
- 49 Ebd., S. 40; Vgl. dazu auch Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 129.
- 50 Kosok 1989, S. 44ff; Haushaltsplan Dortmund 1907, S. 2, 34.
- 51 Krus-Bonazza 1998, S. 116f; Abrams 1988, S. 43ff.
- 52 Kosok 1992b, S. 136ff.
- 53 Abrams 1988, S. 34f.
- 54 Brüggemeier 1983, S. 147ff; Kosok: 1992, S. 141.
- 55 Brüggemeier 1983, S. 152f.
- 56 Zimmermann 1987, S. 39.
- 57 Abrams 1988, S. 34f.
- 58 Abrams 1992, S. 37; Vgl. auch Krus-Bonazza, S. 113ff.
- 59 Zit. nach: Gillner 2016, S. 136-138. Auszug aus LAV NRW BR 0007 Nr. 121, fol. 44r-45v. Vgl. auch Kosok 1992b, S. 136ff.
- 60 Kosok 1989, S. 52.
- 61 Brüggemeier 1983, S. 148ff.
- 62 Kosok 1989, S. 55ff.
- 63 Plieg 2000, S. 60ff.
- 64 Zit. nach ebd., S. 60f.
- 65 Kosok 1989, S. 57.
- 66 Abrams 1988, S. 43ff.
- 67 Krus-Bonazza 1998, S. 117ff.
- 68 Beispiel für die veränderten Wünsche der Besucher: „Hier kam der kleine Mann zur Geltung“. Zeitungsbericht zur Cranger Kirmes (1911) abgedruckt in Tenfelde/Urban 2010, S. 440-441; Kosok 1992b, S. 144ff.
- 69 Kosok 1992b, S. 151.
- 70 Ebd., S. 156f.
- 71 Kosok 1989, S. 300; Stadtführer Dortmund 1901, S. 47ff.
- 72 Stadtführer Dortmund 1896.
- 73 Ebert 1998, S. 126ff.
- 74 Stadtführer Dortmund 1898, S. 51; Winter 2015, S. 27ff.
- 75 Winter 2015, S. 30.
- 76 Ebert 1998, S. 126ff.
- 77 Bausch 2015, S. 10ff.
- 78 Schnepfer 2015, S. 42ff.
- 79 Ebd., S. 42ff.
- 80 Vgl. Winter 2015, S. 27ff.
- 81 Kosok 1989, S. 301ff.
- 82 Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 130.
- 83 Kosok 1989, S. 260; Bürgerbuch Dortmund, S. 129, S. 568f.; Reichsgewerbeordnung 1901, §33a.
- 84 Kosok 1989, S. 260ff.
- 85 Krus-Bonazza 1998, S. 113.
- 86 Abrams 1988, S. 99.
- 87 Kosok 1989, S. 268ff.
- 88 Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 568. Die Verordnung bestand allerdings schon in ihrer ersten Fassung mit ähnlichem Inhalt 1879.
- 89 Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 568; Bürgerbuch Essen 1909, S. 434.
- 90 Kosok 1989, S. 45ff.
- 91 Abrams 1988, S. 100; Kosok 1992c, S. 196.
- 92 Kosok 1989, S. 273ff.
- 93 Bürgerbuch Dortmund, S. 127ff.
- 94 Kosok 1992c, S. 179.
- 95 Abrams 1988, S. 66.
- 96 z., S. 101.
- 97 Kosok 1989, S. 266ff.
- 98 Ebd., S. 281.
- 99 Jansen 1990, S. 87f.
- 100 Kreuzer 2010, S. 6.
- 101 Stadtführer Bochum 1908, S. 86ff.
- 102 Ebd., S. 43.
- 103 Ebd., S. 28f.
- 104 Kreuzer 2010, S. 6ff.
- 105 Stadtführer Bochum 1908, S. 28f.
- 106 Stadtführer Dortmund 1894, 1898, 1901, 1905.
- 107 Drei der Theater befinden sich in der Brückstraße in der Dortmunder Innenstadt. In diese Straße konzentrierten sich vor allem durch Gasthäuser mit Übernachtungsmöglichkeit, Wirtschaften und Geschäfte und später auch eine große Anzahl an Lichtspielhäusern.
- 108 Stadtführer Dortmund 1925, 1928.
- 109 Bürgerbuch Dortmund, S. 127ff.
- 110 Abrams 1988, S. 99ff.
- 111 Ebd., S. 109.
- 112 Kosok 1989, S. 281.
- 113 Klein-Wiele 2006, S. 23.
- 114 Jansen 1990, S. 145ff.
- 115 Kosok 1989, S. 285.
- 116 Henningsen 1997, S. 40.
- 117 Börsinghaus 1998, S. 68; Hoffmann 1992, S. 219.
- 118 Klein-Wiele 2006, S. 23ff.
- 119 Kosok 1989, S. 285.
- 120 Kosok 1989, S. 286; Klein-Wiele 2006, S. 23ff; Hoffmann 1992, S. 222-228.
- 121 Klein-Wiele 2006, S. 23.
- 122 Kosok 1989, S. 285.
- 123 Kinter 1992, S. 132; Vgl. hierzu Müller/Segeberg, 1998.
- 124 Börsinghaus 1998, S. 68.
- 125 Jansen 1990, S. 153.
- 126 Morat 2005, S. 229.
- 127 Kinter 1992, S. 133. Vgl. auch Schürmann 1990.
- 128 Altenloh 1914, S. 50ff.
- 129 Klein-Wiele 2006, S. 24ff.
- 130 Altenloh 1914, S. 61f.
- 131 Hoffmann 1992, S. 224f.
- 132 Kinter 1992, S. 133ff.
- 133 Altenloh 1914, S. 66f. „Sie gehen hin in Begleitung ‚des Schatzes‘ oder der ‚Liebsten‘ (in 11 von 21 Fällen bei 15 und 16 jährigen Schülern). Die sinnlich aufregenden Stücke entsprechen vorzüglich der gesamten psychischen Einstellung. ‚Liebes und Sittendramen‘, unendlich oft kommt diese Antwort, besonders von denjenigen, die sehr häufig, und meist mit ihren Freundinnen, in den Kino gehen. Das Theater, das ‚ruhig und dunkel‘ ist und ‚wo die meisten Dramen gegeben werden““.
- 134 Der Begriff wurde von Albert Hellwig, einem Kinokritiker des frühen 20. Jahrhunderts, geprägt. Vgl. hierzu Hellwig 1911.
- 135 Kinter 1992, S. 135.
- 136 Kosok 1989, S. 289.
- 137 Bürgerbuch Dortmund 1912, S. 700-701; Vgl. hierzu auch Börsinghaus 1998, S. 69; Hoffmann: 1992, S. 250ff.; Kosok 1989, S. 289ff; Vorher war in den meisten Kommunen die örtliche Nachzensur Praxis, die Filme wurden somit erst bei der ersten Vorstellung überprüft. Die Zensur war dadurch in den Städten und Gemeinden sehr uneinheitlich und vom jeweiligen Zen-

- sor abhängig. Eine Vorreiterrolle hinsichtlich der Vorzensur übernahm im Ruhrgebiet die Stadt Duisburg, welche bereits 1909 örtliche Bestimmungen erließ.
- 138 Zit. nach Kosok 1989, S. 292. Entnommen einem Protokoll der Konferenz der Polizeinspektoren des Regierungsbezirks Düsseldorf vom 17. Januar 1912.
- 139 So sollte es zusätzliche Regelungen für eine bessere Ausleuchtung des Innenraumes geben, „um unzüchtige Handlungen zu vermeiden“. Weiterhin wurde über strengere Regeln zum Jugendschutz gesprochen. Vgl. Kosok 1989, S. 292.
- 140 Ebd., S. 289ff.
- 141 Kinter 1992, S. 135f.
- 142 Hanke 2004, S. 32.
- 143 Börsinghaus 1998, S. 72.
- 144 Zit. nach Korte 1980, S. 61.
- 145 Audiovisuell bezieht sich in diesem Fall nicht auf den Tonfilm, der erst 1929 eingeführt wurde, sondern auf die Tonbilder (Biophon), bei denen ein Grammophon synchron zur Filmvorführung spielte. Weiterhin gab es in einigen Kinoteatern Musiker, die die Filme musikalisch untermalten. Vgl. Hoffmann 1992, S. 231.
- 146 Morat 2005, S. 135.
- 147 Börsinghaus 1998, S. 72.
- 148 Kinter 1992 S. 136.
- 149 Zit. nach Hoffmann 1992, S. 255ff.; Hoffmann merkt an, dass sich hinter dem Brief der Bergarbeiterfrau jedoch auch ein Dortmunder Kinounternehmer verborgen haben könnte. Der Brief zeigt eine direkte Reaktion auf einen Bericht, der von dem weiter unten zitierten Kinokritiker Adolf Sellmann zur Abschaffung der Dramen verfasst und veröffentlicht worden war. Die Dortmunderin bezieht sich darin auf das von ihm gewünschte Verbot und beschreibt, warum ihr der Besuch des Kinos und hier besonders die gezeigten ersten Dramen am Herzen liegen. Der gesamte Leserbrief ist bei Hoffmann veröffentlicht und entstammt dem Dortmunder Generalanzeiger vom 15. Mai 1912.
- 150 Sellmann 1912.
- 151 Das Gemeindelichtspielhaus in Eickel, in Bild und Film, 1. Jg., Heft 2, S. 53-54.
- 152 Vgl. Hoffmann 1992, S. 255.
- 153 Vgl. Bericht über die erste Sitzung der Kinokommission des Westfälischen Landgemeindetages am 14. Juni 1912 in Dortmund.
- 154 Land 1910, 177-181.
- 155 Hoffmann 1992, S. 225ff.
- 156 Börsinghaus 1998, S. 73.
- 157 Hoffmann 1992, S. 226ff.
- BÖRSINGHAUS, Wolfgang/JACOBS, Martin/PENCKERT, Uwe/SCHRECKENBERG, Ernst:
1998 Frühes Kino in Dortmund. Ein neues Unterhaltungsmedium setzt sich durch, in: Framke, Gisela (Hg.): Acht Stunden sind kein Tag. Freizeit und Vergnügen in Dortmund, 1870 bis 1939, Heidelberg 1998, S. 68-80
- BROCK, Dietmar:
1991 Der schwierige Weg in die Moderne. Umwälzungen in der Lebensführung der deutschen Arbeiter zwischen 1850 und 1980, Frankfurt a.M. 1991
- BRÜGGEMEIER, Franz-Josef/NIETHAMMER, Lutz:
1978 Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie. Aspekte der Arbeiterwohnungsfrage im Ruhrgebiet vor dem Ersten Weltkrieg, in: Reulecke, Jürgen/Weber, Wolfhard (Hg.): Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter, Wuppertal 1978, S. 135-176
- BRÜGGEMEIER, Franz-Josef:
1983 Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919, München 1983
- DORTMUNDER BÜRGERBUCH
1912 Sammlung der Ortsstatuten, Gemeindebeschlüsse, Polizeiverordnungen sowie der sonstigen die Verwaltung der Stadt Dortmund und ihrer einzelnen Einrichtungen betreffenden wichtigeren allgemeinen Bestimmungen einschließlich der wichtigeren in Betracht kommenden gesetzlichen Vorschriften, Dortmund 1912
- EBERT, Ralf:
1998 Der Lunapark im Fredenbaum, in: Framke, Gisela (Hg.): Acht Stunden sind kein Tag. Freizeit und Vergnügen in Dortmund 1870-1939, Dortmund 1998, S. 126-130
- FEIDEL-MERTZ, Hildegard:
1964 Zur Ideologie der Arbeiterbildung, Frankfurt a.M. 1964
- GILLNER, Bastian:
2016 Kirmes, Sedantag, Maifeier. Feste und Geselligkeit in Duisburg 1815-1933, in: Duisburger Forschungen, Bd. 61, Essen 2016, S. 136-138 ((Seitenangabe korrekt?))
- HELLWIG, Albert:
1911 Schundfilms. Ihr Wesen, ihre Gefahren und ihre Bekämpfung, Halle 1911
- HANKE, Sabine:
2004 Film in Deutschland. Geschichte und Geschichten seit 1895, Hamburg 2004
- HENNING, Peter G.:
2009 Treffpunkt Huckarder Vereine. Wirt Andrä schuf einen Ortsmittelpunkt, in: Heimat Dortmund 2009, Nr. 3, S. 34-36
- HENNINGSEN, Wiltrud:
1997 Licht und Schatten in Westfalen. Vom Hauserrücken zu Kinopalästen, Münster 1997
- HOFMANN, Paul:
1992 Auf der Suche nach den Anfängen der Kinematographie im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, in: Kosok, Elisabeth/Jamin, Mathilde (Hg.): Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung), Essen 1992
- HUCK, Gerhard (Hg.):
1980 Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland, Wuppertal 1980
- JANSEN, Wolfgang:
1990 Das Varieté. Die glanzvolle Geschichte einer unterhaltenden Kunst, Berlin 1990
- KIFT, Dagmar (Hg.):
1992 Kirmes Kneipe Kino. Arbeiterkultur zwischen Kommerz und Kontrolle, 1850-1914, Paderborn 1992
- KINTER, Jürgen:
1992 „Durch die Nacht zum Licht“ – Vom Guckkasten zum Filmpalast. Die Anfänge des Kinos und das Verhältnis der Arbeiterbewegung zum Film, in: Kift, Dagmar (Hg.): Kirmes Kneipe Kino. Arbeiterkultur zwischen Kommerz und Kontrolle. 1850-1914, Paderborn 1992, S. 119-146
- KLEIN-WIELE, Holger:
2006 Kinoarchitektur der fünfziger Jahre im Ruhrgebiet, Berlin 2006
- KLEßMANN, Christoph:
1978 Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870 - 1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft, (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 30), Göttingen 1978
- KORTE, Helmut (Hg.):
1980 Film und Realität in der Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1980
- KOSOK, Elisabeth:
1989 Arbeiterfreizeit und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet. Eine Untersu-

- chung ihrer Erscheinungsformen und Wandlungsprozesse. 1850-1914, Diss. Bochum 1989
- 1992a Die Ordnung des Vergnügens: Kontrolle und Kommerz, in: Kosok, Elisabeth/Jamin, Mathilde (Hg.): Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung), Essen 1992
- 1992b Jahrmarkt und Vergnügungspark, in: Kosok, Elisabeth/Jamin, Mathilde (Hg.): Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung), Essen 1992
- 1992c Singspielhallen, Spezialitätentheater und Varietés, in: Kosok, Elisabeth/Jamin, Mathilde (Hg.): Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung), Essen 1992
- KREUZER, Clemens:
2010 Am Anfang war Stadtrat Wilhelm Stumpf. Bochums kulturpolitische Gründerzeit, in: Bochumer Zeitpunkte Nr. 24 (2010), S. 3-18
- KRUS-BONAZZA, Annette:
1998 „Gewaltige Volksmassen zogen gestern zum Viehmarkt...“. Die Dortmunder Ostermesse und Herbstkirmes, in: Framke, Giesela (Hg.): Acht Stunden sind kein Tag. Freizeit und Vergnügen in Dortmund 1870-1939, Dortmund 1998, S. 113-125
- LAND, Hans:
1910 Kino und Kinotricks, in: Universum 27 (1910), 177-181
- LANGEWIESCHE, Dieter:
1982 Politik – Gesellschaft – Kultur. Zur Problematik von Arbeiterkultur und kulturellen Arbeiterorganisationen in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, in: Archiv für Sozialgeschichte 22 (1982), S. 359-402
- LAUSCHKE, Karl:
1999 Freizeit und Vergnügungen, in: Faulenbach, Bernd/Jelich, Franz-Josef (Hg.): Literaturwegweiser zur Geschichte an Ruhr und Emser, Essen 1999, S. 251-257
- LEMBERG, Heinrich:
1894 Führer durch Dortmund, Dortmund 1894
1898 Führer durch Dortmund, Dortmund 1898
1901 Führer durch Dortmund, Dortmund 1901
1905 Führer durch Dortmund, Dortmund 1905
- LINSE, Ulrich:
1992 „Animierkneipen“ um 1900. Arbeitersexualität und bürgerliche Sittenreform, in: Kift, Dagmar (Hg.): Kirmes – Kneipe – Kino. Arbeiterkultur zwischen Kommerz und Kontrolle, 1850-1914, Paderborn 1992, S. 83-118
- MORAT, Daniel:
2005 Das Kino, in: Geisthövel, Alex/Knoch, Habbo (Hg.): Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2005, S. 228-237
- MÜLLER, Corinna / SEGEBERG, Harro (Hg.):
1998 Die Modellierung des Kinofilms. Zur Geschichte des Kinoprogramms zwischen Kurzfilm und Langfilm (1905/6-1918), München 1998
- NEUNKAMP, Ernst:
1901 Die Reichsgewerbeordnung in ihrer neuesten Gestalt nebst Ausführungsvorschriften. Unter besonderer Berücksichtigung des Bürgerlichen Gesetzbuchs erläuterte Textausgabe mit Sachregister, (Gesetzsammlung Bd. 6), 4. Aufl. Berlin 1901
- PLIEG, Ernst-Albrecht:
2000 Landkreis Bochum-Weitmar. Biografie einer Amtsgemeinde im Ruhrgebiet 1892-1926 (Schriftenreihe der Volkshochschule Bochum), Horb am Neckar 2000
- REULECKE Jürgen / WEBER, Wolfhard:
1978 Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter, Wuppertal 1978
- RITTER, Gerhard A. / TENFELDE, Klaus:
1992 Arbeiter im Deutschen Kaiserreich, 1871 bis 1914, Bonn 1992
- SCHLÜPMANN, Heide:
1990 Unheimlichkeit des Blicks. Das Drama des frühen deutschen Kinos, Basel / Frankfurt a.M. 1990
- SCHNEPPER, André:
2015 Vom bürgerlichen Festlokal zum sozialdemokratischen Erinnerungsort. Der Fredenbaum und die Dortmunder Arbeiterbewegung, in: Heimat Dortmund 2015, Nr. 2, S. 42-48
- SELLMANN, Adolf:
1912 Beschaffung von Kinematographen durch die Landgemeinden, Referat auf dem 4. Westfälischen Landgemeindetag in Münster am 15. Juni 1912
- STADT DORTMUND, VERKEHRS UND PRESSEAMT (Hg.):
1925 Führer durch Dortmund, Dortmund 1925
1928 Dortmund, 1928
- STÄDTISCHE VERWALTUNG ESSEN:
1909 Essener Bürgerbuch. Sammlung der Ortsstatuten, Polizeiverordnungen, Regulative und sonstige Gemeindeanstalten und Einrichtungen der Stadt Essen betreffende Bestimmungen (Teil 1), 2. Aufl. Essen 1909
- TENFELDE, Klaus:
1978 Bergmännisches Vereinswesen im Ruhrgebiet während der Industrialisierung, in: Reulecke, Jürgen/Weber, Wolfhard: Fabrik – Familie – Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter, Wuppertal 1978, S. 315-344
- URBAN, Thomas / TENFELDE, Klaus (Hg.):
2010 Das Ruhrgebiet. Ein historisches Lesebuch, Bd. 1, Essen 2010
- VERKEHRSVEREIN E.V. BOCHUM (Hg.):
1908 Führer durch Bochum und Umgebung, Bochum 1908
- VONDE, Detlev:
1989 Revier der großen Dörfer. Industrialisierung und Stadtentwicklung im Ruhrgebiet, Essen 1989
- WINTER, Klaus:
2015 Vergnügen ohne Ende. Eine lückenhafte Chronologie des „Fredenbaum“, in: Heimat Dortmund 2015, Nr. 2, S. 27-34
- WUSZOW, Angelika:
2000 Trautes Heim – Glück Allein? Arbeiterwohnen im Industrierevier um 1900, in: Ruhrlandmuseum Essen (Hg.): Die Erfindung des Ruhrgebiets. Arbeit und Alltag um 1900. Katalog zur sozialhistorischen Ausstellung, Bottrop 2000, S. 213-236
- ZIMMERMANN, Michael:
1987 Schachanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980, Essen 1987

Anschrift der Verfasserin

Lea Althoff
Färenbruch 27a
59071 Hamm